

Kurze Erzählungen

aus der

Schweizergeschichte

für die

Schule und das Haus.

Von

R. Zimmermann,

Lehrer an der Mädchenschule in Zürich.

Achte unveränderte Auflage.



Zürich.

Verlag der Bürklischen Offizin.

1859.

Vorrede.

Nur ein ganz kurzes Vorwort erlaubt sich der Verfasser dieser Erzählungen. Man möchte sich vielleicht über die Erscheinung derselben verwundern und sie für überflüssig halten, da es unserer Volksgeschichte, in neuern Zeiten besonders, nicht an Bearbeitern gefehlt habe, deren treffliche Werke jedes Bedürfniß vollständig befriedigen. Es glaubt indessen der Verfasser ihren Druck dennoch entschuldigen zu können. Nach seiner Ansicht eignet sich das jugendliche Alter, in welchem den Kindern Geschichtsunterricht ertheilt werden soll, noch nicht für den strengern Zusammenhang der Geschichte. Es will das Kind in diesem Alter Geschichten, Erzählungen hervorstechender, anziehender Thatsachen, nicht. Geschichte haben, und wird ihm diese letztere gleichwohl aufgedrungen, so hebt es, wenn es noch gut geht, und es nicht gar alle Freude an diesem Unterrichte verliert, jene sich selbst heraus, und überhört alles andere, oder faßt es nicht, oder übergibt es einer schnellen Vergessenheit, so daß der Lehrer sich umsonst abgemüdet, und viel kostbare Zeit verloren hat. So treffliche Dienste demnach die oben angedeuteten Werke bei einer zweiten Behandlung der Schweizergeschichte für die reifere Jugend leisten müssen, so möchten sie doch nicht ganz passend für den ersten Unterricht sein, um so weniger, wenn man damit zugleich den höchst wichtigen Zweck zu verbinden strebt, dem Kinde durch Wiedererzählen und Niederschreiben des vorgetragenen oder vorgelesenen Geschichtstückes Fertigkeit im mündlichen und schriftlichen Ausdrucke beizubringen. Zu diesem Zwecke müssen kleinere, einfache Erzählungen von Thatsachen weit besser sich eignen, als ein noch so trefflicher Leitfaden, der die Geschichte im engern Zusammenhange gibt, aber die hervorstechendsten Züge und Ereignisse nur berühren und andeuten kann. Immerhin versteht es sich von selbst, daß es dem Lehrer unbenommen bleibt, ja ihm sogar zu empfehlen ist, manches mündlich noch weiter auszuführen je nach Gutdünken und Bedürfniß.

Diese vorliegenden Erzählungen nun hatte der Verfasser zum Theil schon vor Jahren zu seinem Privatgebrauche sich entworfen

und sie, wie er glaubt, beim Jugendunterrichte nicht ohne ziemlich guten Erfolg benutzt, und dabei wäre es auch geblieben, wenn man ihn nicht von mehreren Seiten her aufgefordert hätte, dieselben durch den Druck gemeinnütziger zu machen, da man sich durch Erfahrung überzeugt habe, daß sie für den ersten Unterricht brauchbar seien. Ueber dieß, glaubte man, könnten sie gerade in dieser Form auch als Volksschrift da und dort vielleicht nicht unwillkommen sein. Obwohl mit Schüchternheit, wagt es daher der Verfasser, sie erscheinen zu lassen. Er bittet um Nachsicht, und wird gern jedem guten Rathe Gehör geben. Sollte seine schwache Arbeit eine freundliche Aufnahme finden, und irgend etwas Gutes erzwecken, namentlich aber in den Herzen der Jugend die Liebe zu dem Vaterlande und seinem allmächtigen Beschützer wecken und beleben, so wird das sein einziger und schönster Lohn sein.

Der Verfasser.

Vorrede zur achten Auflage.

Wenn in der achten Auflage dieses Schriftchens wieder so viel, als keine Veränderungen vorgenommen worden sind, so rührt dieß von seiner nächsten Bestimmung für die Schule her, die unter häufiger Veränderung der Lehrmittel nur in mancher Beziehung leiden kann. Auch wollte es den Verfasser immer noch scheinen, der gegenwärtige Zeitpunkt eigne sich noch nicht, auf die Ereignisse der neuesten Zeit, namentlich der Schuljugend gegenüber, einzutreten. Einer nachsichtigen Beurtheilung empfiehlt auch diese neue Auflage seines Schriftchens

Im Januar 1859. **der Verfasser.**

1. Auszug der Helvetier nach Gallien.

(57 Jahre vor Christo.)

Unser Vaterland hieß früher nicht Schweiz, sondern Helvetien. Das Land war rauh und unfruchtbar. Ungefähr sechzig Jahre vor Christo lebte ein reicher, angesehener Mann in Helvetien, Namens Hordrich oder Orgetorix. Dieser beredete das Volk, das Vaterland zu verlassen, um nach dem wärmern und fruchtbarern Gallien (Frankreich) auszuwandern, wo man die weichlichen Einwohner leicht vertreiben oder unterjochen könnte. Er hatte aber heimlich die böse Absicht, sich bei diesem Anlasse der Alleinherrschaft über die Helvetier zu bemächtigen, und das Volk in dem fremden Lande um seine Rechte und Freiheiten zu bringen. Mit Jubel wurde von den leichtsinnigen und kriegerischen Helvetiern Hordrichs Vorschlag aufgenommen, und man beschloß, nach Verfluß von drei Jahren mit Weib und Kind, Habe und Gut nach Gallien aufzubrechen. Bevor aber die Zeit der Auswanderung gekommen war, wurde das verrätherische Vorhaben des herrschsüchtigen Hordrichs entdeckt, und er tödtete sich selbst, um dem Feuertode zu entgehen, der schrecklichen Strafe des Hochverrathes. Gleichwohl führten die Helvetier den gefaßten Entschluß aus. Sie luden ihre Greise, Weiber und Kinder, und die beßte Habe auf Wagen, verwüsteten das Land, verbrannten ihre zwölf Städte und vierhundert Dörfer, und zogen, fast vier Mal hundert tausend Menschen stark, von denen der vierte Theil waffenfähig war, nach Gallien. Da schickte Rom seinen tapfern Feldherrn Julius Cäsar nach Genf, um Gallien gegen den Einfall der Helvetier zu schützen, und es kam zwischen den Römern und Helvetiern zu einer blutigen Schlacht an den Grenzen Galliens. Beide Heere fochten mit unübertrefflichem Muthe. Erst am späten Abend wichen die Helvetier nach großem Verluste zum Theil in ihr befestigtes Lager, zum Theil auf einen nahen Berg zurück. Cäsar wollte aber seinen Sieg vollenden, und griff das Lager an. Da stritten die Helvetier mit Löwenmuth ohne Unterschied des Geschlechtes und des Alters bis mitten in die Nacht. Als endlich die siegreichen Römer nach langem, blutigem Kampfe ins Lager eindrangen, da mochten die helvetischen Greise, Weiber und Kinder, die allein noch am Leben waren, den letzten Tag der Freiheit nicht überleben, und viele tödteten sich selbst. Hunger und Mangel nöthigten bald auch die auf jenen Berg entflohenen Helvetier, sich dem Sieger zu ergeben. Cäsar entwaffnete sie, und schickte sie in ihr Vaterland zurück mit dem Befehle, ihre Wohnungen wieder aufzubauen, und mit der Verheißung, sie sollen von nun an Bundesgenossen der Römer sein. So gerieth Helvetien unter die römische Oberherrschaft.

2. Cäcinna's Rache an den Helvetiern.

(69 Jahre nach Christo.)

Neun und sechzig Jahre nach Christi Geburt herrschte zu Rom endlich nach mehreren lasterhaften Kaisern Sergius Galba, ein ehrwürdiger Greis, der die Ordnung im Reiche herstellen wollte. Kaum aber hatte sich Galba auch bei den Helvetiern dadurch beliebt gemacht, daß er ihnen den vierten Theil der Abgaben nachließ, so ermordete ihn das zügellose Kriegsvolk zu Rom. Bevor die Helvetier diese traurige Nachricht erhielten, bemerkten sie eine große Bewegung unter den römischen Hauptleuten in ihrem Lande, welche den Vitellius, einen Mann ohne alles Verdienst, zum Kaiser machen wollten, und daher Boten hin- und herschickten. Die Helvetier meinten, es sei um eine Verschwörung gegen den geliebten Kaiser Galba zu thun, und nahmen daher einen römischen Hauptmann und einige Soldaten, welche verdächtige Briefe weiter hätten bringen sollen, gefangen. Dieß erfuhr Aulus Cäcinna, der in der Stadt Vindonissa (Windisch) römischer Oberbefehlshaber war, und brach mit seiner Legion, welche die reißende hieß, auf, Rache an den Helvetiern zu nehmen. Er nahm und zerstörte die Feste und Stadt Baden, und schlug das helvetische Heer am Bözberge. Dann erfüllte er das ganze Land mit Raub, Brand und Mord. Bis nach Aventicum (Wiflisburg), einer großen Stadt am Murtensee, drang er vor. Hier lebte Julius Alpinus, ein angesehener Mann und geehrter Vorsteher des helvetischen Volkes. Cäcinna forderte seine Hinrichtung. Julia Alpinula, des Alpinus edle Tochter und Priesterinn der Stadt, wagte sich ins römische Lager, warf sich dem grausamen Cäcinna zu Füßen, und flehte mit der Beredsamkeit kindlicher Unschuld und Liebe um das Leben ihres Vaters. Doch umsonst — Cäcinna ließ ihn tödten. Anderthalb tausend Jahre später soll unter den Trümmern Aventicums folgende Grabschrift gefunden worden sein: „Hier bin ich, die Julia Alpinula, begraben, eines „unglückseligen Vaters unglückliche Tochter, Priesterinn der Göttinn „Aventia. Vergeblich habe ich um das Leben meines Vaters ge„fleht; sein trauriger Tod war ihm vom Schicksal bestimmt; ich „aber habe drei und zwanzig Jahre gelebt."

3. Karl der Große. (768—814.) Königinn Bertha. (919—970.)

Nachdem Helvetien nach dem Untergange des römischen Reiches bald von diesem, bald von jenem kriegerischen Volke war eingenommen worden, so gerieth es endlich unter die fränkische Oberherrschaft. Unter den fränkischen Fürsten zeichnete sich vor allen Karl der Große aus. Der Umfang seines Reiches war schon nach dem

Tode seines Bruders Karlomann, mit dem er im Unfrieden gelebt hatte, sehr bedeutend; denn es umfaßte ganz Frankreich und Deutschland. Durch glückliche Kriege erweiterte er dasselbe so, das es fast den ganzen westlichen Theil von Europa in sich begriff. Er führte überall treffliche Gesetze ein, beförderte die Verbreitung der christlichen Religion, und half vielen Gebrechen ab. Er reisete selbst in seinem weiten Reiche umher, Gericht und Recht zu halten, und wehe dem Beamteten, den er auf unrechtem Wege ertappte. Er war ein großer Freund geistiger Bildung, und erwarb sich den Namen eines Wiederherstellers der Wissenschaften und Lehrers seiner Völker. Er selbst sprach mehrere Sprachen fertig, besonders die lateinische. Mit dem Schreiben wollte es ihm weniger gelingen, weil er sich erst im spätern Alter darauf legte. Er wurde auch der Wohlthäter unsers Vaterlandes, indem er viele Schulen stiftete, namentlich auch einen Theil der zürcherischen. Er half dem Ackerbau auf, und versuchte in Italien den Weinbau. Nachdem er fast fünfzig Jahre lang sein gewaltiges Reich glücklich und ruhmvoll regiert hatte, starb er allgemein betrauert im zwei und siebzigsten Jahre seines Alters.

Nach dem Tode Karls des Großen zerfiel sein Reich, und es entstanden blutige Kriege. Dessen ungeachtet hatte Helvetien das Glück noch etwa hundert Jahre lang den Frieden zu genießen. Dann aber kam der westliche Theil des Landes zum neu- oder kleinburgundischen Königreiche, das Rudolf von Strätlingen stiftete. Ehrenvoller Erwähnung verdient seines Sohnes Rudolf II. Gattinn, die Königinn Bertha. Das kleinburgundische Reich erreichte damals seine größte Größe, und erstreckte sich vom Rheine bei Eglisau und Basel bis gegen das mittelländische Meer. Während der König auf Befestigung und Vergrößerung seines Reiches dachte, und fast beständig auf Kriegszügen begriffen war, sorgte die Königinn für des Landes und des Volkes Wohl. Zu verschiedenen Malen drangen die wilden Horden der Ungarn oder Madscharen von Osten und der Sarazenen oder Araber von Süden her ins Land ein, und verwüsteten Alles, wo nicht feste Orte ihrer Wuth widerstanden. Nach solchen Streifzügen ließ dann die edle Königinn abgebrannte Dörfer und Kirchen wieder herstellen, verheerte Gegenden von Neuem anbauen. Auf Hügeln und Felsen aber legte sie Thürme, Schlösser, befestigte Orte an, damit das Volk bei solchen Ueberfällen Leben und Habe in Sicherheit bringen könne. Sie beförderte den Straßenbau und die Landwirthschaft, namentlich auch den Weinbau, und munterte zum Arbeitsfleiße auf, sowohl im Felde, als im Hause. Sie selbst aber ging darin mit dem schönsten Beispiele voran. Auf ihrem Sattel, der zu Payerne aufbewahrt wird, ließ sie sich eine Kunkel einpassen, weil sie auch auf der Reise und bei den häufigen Be-

suchen auf ihren Pachthöfen zu spinnen pflegte. Täglich gab sie zu einer bestimmten Stunde den Armen Gehör, und unterstützte die wahrhaft Bedürftigen. Oft besuchte sie die ärmsten Hütten und die Hospitäler, gab den Kranken Almosen, und tröstete sie mit schönen Stellen der heiligen Schrift. Nachdem ihr Gemal in der Blüthe der Jahre gestorben war, verwaltete sie das Reich mit großer Umsicht und Klugheit bis zur Volljährigkeit ihres ältesten Sohnes Konrad, übte aber auch während seiner Regierung immer noch den größten und wohlthätigsten Einfluß aus. Viele Kirchen und Schulen und geistliche Stiftungen haben ihr das Dasein zu verdanken z. B. die Ursus-Kirche in Solothurn und die Abtei zu Payerne. An letzterem Orte starb sie um das Jahr 970, von der Geistlichkeit und dem Volke aufrichtig betrauert. Wie sehr man ihren Edelsinn und ihre Gemeinnützigkeit zu schätzen gewußt hatte, beweist das französische Sprichwort: „Die gute alte Zeit, wo die Königinn Bertha spann."

4. Veranlassung zum Schweizerbunde.

Die Thäler der innern Schweiz waren seit uralten Zeiten Wohnsitze der Freiheit, wohin sich viele Leute zurückzogen, wenn sie durch Krieg oder Tyrannei aus andern Ländern vertrieben wurden. Ein kräftiger Freiheitssinn beseelte die Vorväter in den Hochgebirgen. Nie trugen sie das Joch eines Herrschers, und durch Muth und Tapferkeit zeichneten sie sich vor ihren Nachbarn aus. Auf der Landsgemeinde beriethen die Männer gemeinschaftlich das Wohl des Landes, und bestimmten die Gesetze, nach denen regiert, und Recht gesprochen werden solle, und wählten sich die Obrigkeit. Unter den Schutz des römischen Kaisers hatten sie sich freiwillig begeben, aber mit Vorbehalt aller ihrer Rechte und Freiheiten, und wohl that dann die junge Mannschaft etwa einen Ehrenzug ins Feld für den Kaiser, ihren Beschützer. Doch rings um sie her wurden jetzt der großen und kleinen Herren vom Adel immer mehr, und mit ihrer Anzahl vermehrte sich auch ihr Stolz und Uebermuth. Vierzig Jahre vor der Stiftung des Schweizerbundes schon hatten die freien Bewohner der Hochthäler einen harten Kampf gegen den räuberischen und gewaltthätigen Adel zu bestehen, und viele dieser Tyrannen wurden vertrieben, und ihre Burgen und Raubnester zerstört. Die tapfern Vertheidiger der Freiheit und der Sicherheit des Landes beschworen damals schon einen Bund zu gegenseitigem Schutze wider ungerechte Gewalt.

Einer der schweizerischen Edelleute, Rudolf von Habsburg, gelangte durch ausgezeichnete Tapferkeit und Verdienste, wodurch er sich ein allgemeines Zutrauen erworben hatte, im Jahr 1273 auf

den Kaiserthron. Er benutzte diese Erhebung auch zur Gründung der Macht seiner Familie; aber es beseelte ihn dabei doch ein hohes Gefühl für Recht und Ehre, und die Bewohner unsers Vaterlandes blieben unter seiner Regierung frei und geachtet. Er bestätigte ihnen ihre Freiheiten, und verlieh ihnen Schutz gegen die Gewalt des Adels. Seiner Gunst erfreute sich besonders Zürich, dessen Feldhauptmann er vor seiner Erhebung auf den Kaiserthron gewesen war, und das er durch die Zerstörung der Schlösser Utznaburg, Baldern und Uetliburg, und des Städtchens Glanzenberg an der Limmat gegen seinen gefährlichsten Feind, den Freiherrn Lüthold von Regensberg, beschützt hatte. Allein ganz anders benahm sich dann später sein Sohn Albrecht, als er Kaiser geworden. Er war ein finsterer, ehrgeiziger, habsüchtiger Mann, dessen Länderdurst nicht ersättigt werden konnte. Auch die drei Länder Uri, Schwyz und Unterwalden, diese uralte Heimat der Freiheit, sollten sich seinem Zepter unterwerfen, und die Macht seines Hauses vermehren. Schmeicheleien und Drohungen wurden angewendet, sie zu bewegen, sich unter den Schutz des östreichischen Hauses zu begeben. Unerschrocken und unentweglich antworteten die freien Männer, sie wollten lieber unter dem Schutze des Kaisers und des deutschen Reiches bleiben. Da wurde Albrecht zornig, und verweigerte ihnen die Bestätigung ihrer Rechte und Freiheiten, und schickte ihnen statt eines Reichsvogtes zur Verwaltung des Blutgerichtes östreichische Landvögte, die im Lande selbst wohnen, mit ihren Kriegsknechten die Schlösser besetzen, und den Sold für ihre Leute von den Einwohnern beziehen sollten. Diese Vögte vollzogen den Befehl Albrechts, die Leute unbarmherzig streng zu halten, nur zu genau. Wegen jeder Kleinigkeit straften sie an Ehre, Leib und Gut; um geringer Ursache willen führten sie gegen Alles Recht die Landleute gefangen fort in östreichisches Gebiet; jeden Anlaß benutzten sie, die finstern Kerker ihrer Burgen mit je den freisinnigsten Männern zu füllen. Vorstellungen gegen diese Bedrückungen und gegen neue Zölle und Abgaben bei den Vögten und beim Kaiser selbst halfen nichts. Mit Spott und Hohn wies man die Boten ab. Sie seien, warf man ihnen vor, selbst Schuld an ihrem Unglücke, warum sie nicht des östreichischen Hauses gnädige Herrschaft annehmen wollten. Sie aber antworteten entschlossen, ihre Rechte und Freiheiten könnten sie nicht aufgeben, und wollten auch keinen andern, als des Reiches Schutz.

5. Arnold aus dem Melchthal.

Höchst grausam benahm sich der östreichische Landvogt Beringer von Landenberg im Lande Unterwalden. Er wollte eines geringen, oder gar erdichteten Vergehens wegen, dessen Arnold aus dem Melch-

thale beschuldigt war, den Vater desselben, den Heinrich aus dem Melchthale, um einen Zug schöner Ochsen büßen. Vater und Sohn waren sich keines Unrechtes bewußt, das solche Strafe verdient hätte, und weigerten sich daher, die Ochsen herzugeben. Im Wortwechsel, der darüber entstand, sagte einer der Knechte Landenbergs: „Wenn „die Bauern künftig Brot essen wollen, so mögen sie den Pflug sel„ber ziehen!" Da entbrannte Arnolds Zorn, daß er den Knecht mit der Peitsche schlug, und ihm einen Finger brach. Sogleich ergriff der Thäter die Flucht, weil er des Vogtes Grausamkeit kannte, und fand bei Walther Fürst in Uri einen sichern Zufluchtsort. Landenberg aber ließ den alten Vater gefangen nehmen, und drang in ihn, des Sohnes Aufenthaltsort zu entdecken. Umsonst betheuerte der unglückliche Greis, nicht zu wissen, wohin sein Sohn geflohen sei. Der Tyrann nahm ihm seine Ochsen, büßte ihn hart für des Knechtes gebrochenen Finger, und ließ ihm endlich noch die Augen ausstechen. Man hielt dem Vogte sein gottloses Verfahren mit dem unschuldigen Greise vor; allein er gab den trotzigen Bescheid: „Der Kaiser will es so haben!"—

6. Werner Staufacher.

Nicht minder gewaltthätig, als Landenberg, benahm sich Landvogt Geßler von Brunegg im Lande Schwyz und Uri. Einst ritt er durch den Ort Steinen an Werner Staufachers, eines wohlhabenden und geachteten Mannes, Wohnung vorüber. Stolz fragte er den Eigenthümer, der eben unter seiner Thüre stand: „Wem ge„hört dieß hübsche Haus?" Bescheiden und klug antwortete Staufacher: „Es gehört meinem Herrn, dem Könige, und ist euer und „mein Lehen." Aber drohend und verächtlich entgegnete der Vogt: „Kann man es leiden, daß das Bauernvolk so schön wohnt! Ich „bin Regent im Lande an Kaisers Statt, und will nicht, daß die „Bauern ohne mein Wissen Häuser bauen!" Tief drang die drohende Rede des Tyrannen dem wackern Staufacher zu Herzen. Er fühlte, daß niemand mehr unter solcher Herrschaft seines Vermögens, seines Leibes und Lebens sicher sei, und es betrübte ihn schmerzlich die Noth des Landes. Auf Antrieb seines edeln, muthigen Weibes, das seinen Kummer bemerkt und ihm abgefragt hatte, beschloß er dann, nach Altorf in Uri zu seinem Freunde Walther Fürst zu gehen, und sich mit ihm über die Rettung des Vaterlandes zu berathen. Bei ihm fand er den Arnold aus dem Melchthale verborgen. Diese drei verbanden sich nun durch einen feierlichen Eid, Gut und Blut, Leib und Leben an die Befreiung des Vaterlandes zu setzen. Dann gingen sie auseinander, jeder in seinem Lande und unter seinem Volke Freunde zu werben in aller Stille. Mitt-

wochs vor Martins-Tag 1307 aber kamen sie wieder, jeder von zehn Mitverbündeten begleitet, im Rütli, einer einsamen Bergwiese am Vierwaldstätter-See, zusammen, um einander den Eid der Treue zu schwören, und die letzten Verabredungen zu treffen. Der Neujahrstag 1308 wurde zum Tage der Befreiung vom Joche der Tyrannei bestimmt.

7. Wilhelm Tell.

Den Landvogt Geßler ereilte indessen, bevor der Neujahrstag anbrach, die gerechte Strafe seiner Thaten. Er hatte Spuren von einer heimlichen Bewegung im Volke, und ließ daher auf dem Marktplatze zu Altorf eine Stange aufrichten mit dem herzoglich-östreichischen Hute, und unter dem scharfen Befehle, daß jeder Vorübergehende sich vor demselben verneige mit entblößtem Haupte, als ob der Kaiser selbst zugegen wäre. So wollte er diejenigen herausfinden, welche im Herzen wider Oestreich wären. Die Wache sollte alle Ungehorsamen sogleich verhaften. Da ging Wilhelm Tell von Bürglen in Uri, ein edler, freisinniger Mann, ein tüchtiger Bogenschütze und Schiffer, bedeckten Hauptes und ohne Verbeugung an der Stange vorüber, weil er nicht glauben wollte, daß es des Vogtes Ernst sein könne, freier Männer auf solche Weise zu spotten. Er wurde von der Wache angehalten, und vor den Landvogt geführt, der den kühnen Mann schon kannte, und von ihm sich wenig Gutes versprach. Geßler suchte ihm ein Geständniß über die Stimmung und heimliche Bewegung des Volkes zu entlocken, allein umsonst; Tell schwieg. Darüber erbittert, befahl ihm der Tyrann, da er ein so trefflicher Schütze sei, seinem liebsten Knaben einen Apfel vom Kopfe zu schießen aus weiter Entfernung. Die Bitten Tells, dessen Vaterherz verwundet war, und die Verwendung seiner Freunde, und der Angesehensten des Landes halfen nichts. Der Vogt beharrte auf seinem Sinne, und drohete, im Falle des Ungehorsams Vater und Sohn zu tödten. Da entschloß sich Tell im Vertrauen auf Gott, der die Unschuld schützt, den Schuß zu wagen. Er zielte, drückte los, und vom Pfeile durchbohrt fiel der Apfel vom Haupte des geliebten Kindes. Aber jetzt suchte der erstaunte und ergrimmte Vogt dem wackern Schützen auf andere Weise beizukommen. Es war ihm nicht entgangen, daß Tell noch einen zweiten Pfeil zurecht gelegt hatte; daher fragte er ihn: „Was wolltest du mit dem andern Pfeile da?“ Tell antwortete: „Herr, es ist der Schützen Gewohnheit so.“ Mit dieser Antwort begnügte sich Geßler nicht, sondern drang stärker in Tell, ihm die Wahrheit zu sagen, und sicherte ihm das Leben zu, wenn er gestände. Da sprach der kühne Mann: „So wisse denn, Vogt, wenn ich mein Kind verletzt hätte, so war

„der zweite Pfeil für dich bestimmt, und dein Herz hätte ich nicht „verfehlt!" Außer sich vor Wuth erwiederte Geßler: „Das Leben, „Tell, hab ich dir zugesichert, und will mein Wort halten; aber von „nun an werde ich dich an einen Ort versorgen, wo weder Sonne „noch Mond dir leuchten soll!" Er ließ ihn binden, und nach Flüelen abführen, um ihn über den See nach Küßnacht ins Gefängniß zu bringen. Er selbst schiffte sich mit ihm ein. Als sie aber mitten auf dem See waren, erhob sich ein gräßlicher Sturm, daß alle für ihr Leben zitterten, und die Schiffleute selbst den Muth verloren. Da ließ der erblaßte Tyrann den Gefangenen, weil er ihn als einen geschickten Steuermann kannte, losbinden, und versprach ihm die Freiheit, wenn er ihn aus dieser Gefahr rette. Tell ergriff das Ruder, und lenkte mit großer Kraft und Geschicklichkeit das Fahrzeug gegen eine vorspringende Felsplatte. Plötzlich wendete er mit gewaltigem Drucke das Schiff, ergriff Bogen und Köcher, schwang sich, indem er das Schiff wieder in die Wellen zurückstieß, auf den Felsen, und verschwand im Gebüsche. Er eilte auf Nebenwegen nach der hohlen Gasse bei Küßnacht, und lauerte auf den Vogt. Mit großer Noth war Geßler ans Land gekommen, und wollte nun von Brunnen nach Küßnacht reiten. Als er aber in die hohle Gasse kam, spannte Tell seinen Bogen, zielte, drückte los, und der Pfeil durchbohrte des Tyrannen Herz. Sterbend sank Geßler vom Pferde mit dem Ausrufe: „Das ist Tells Geschoß!"

8. **Vertreibung der Vögte.** (1308.)

Der Neujahrstag erschien. Mit besonnener Klugheit und List und ohne alles Blutvergießen bemächtigten sich die Unterwaldner der Burgen Sarnen und Rotzberg. Die letztere kam mit Hülfe einer Magd in ihre Hände. Sie zog nämlich einen ihr bekannten Jüngling an einem Seile in die Burg hinauf und dieser half dann seinen Gefährten, die im Burggraben versteckt waren, auf dieselbe Weise in das Schloß hinein, bis sie stark genug waren, die Besatzung zu überwältigen. Landenberg aber wollte eben am Morgen des Neujahrstages vom Schlosse Sarnen in den Flecken hinab zur Messe gehen, als ihm zwanzig Landleute mit Kälbern, Lämmern, Wildbret und anderm beladen, begegneten. Freundlich grüßte er sie und wies sie in die Burg hinauf, da er hörte, daß sie ihm Geschenke zu bringen gesonnen wären. Als sie aber unter dem Schloßthore waren, stieß einer von ihnen in ein Horn, und alle langten plötzlich spitzige Eisen hervor, und befestigten sie auf ihre langen Stöcke, und vom nahen Walde her eilten ihnen etwa dreißig bewaffnete Mitverschworne zu Hülfe. Leicht wurde die erschrockene Besatzung entwaffnet und die Burg genommen. Landenberg aber,

welcher aus der Kirche nach Alpnach floh, wurde eingeholt, und sammt seinen Knechten an die Grenzen des Landes geführt, wo sie schwören mußten, diesen Boden nie wieder zu betreten. Dann ließ man sie ziehen. Die Burgen der Tyrannen aber gingen alle an demselben Tage im Rauche auf.

9. Kaiser Albrechts Tod. (1308.)

Kaiser Albrecht, höchst aufgebracht über die Vertreibung seiner Landvögte aus den drei Ländern, beschloß, blutige Rache zu nehmen. Er kam selbst ins Aargau, seine Heeresmacht zu sammeln. In seinem Gefolge befand sich auch Herzog Johann von Schwaben, seines verstorbenen Bruders Sohn, dessen Vormund er war. Johann hatte bereits das Alter erreicht, wo er mit Recht sein Erbgut zu eigener Verwaltung fordern konnte. Er hatte dieß auch schon zu verschiedenen Malen, aber immer umsonst gethan. Der Oheim weigerte sich, seinem Begehren zu entsprechen, unter dem Vorwande, er sei noch zu jung. Des Kaisers eigene Söhne aber herrschten, obschon sie jünger waren, als Johann, bereits über Land und Leute. Das verdroß den feurigen Jüngling. Im Aargau nun, das zu den Erblanden des jungen Herzogs gehörte, wünschte man wirklich seine Regierung, und er wurde von verschiedenen Seiten her aufgemuntert, sein Recht geltend zu machen. Er wendete sich daher noch ein Mal bittend an seinen Oheim; allein der Kaiser gab ihm die schnöde Antwort: „Es kommt wohl noch zu seiner Zeit!“ Ja, er nahm ein Kränzchen von der Tafel, und setzte es dem tief gekränkten Herzog auf mit den Worten: „Herr Vetter, das soll euch jetzt „noch besser freuen, als Land und Leute regieren!“ Diese Worte brachten Johann, der argwohnte, daß es darum zu thun sei, ihn gänzlich um das Seinige zu bringen, so auf, daß er beschloß, Rache zu nehmen. Seine vom Vater ihm zugeordneten Räthe, Rudolf von Wart, Walther von Eschenbach, Rudolf von Balm und Konrad von Tägerfelden versprachen, ihm beizustehen. Am folgenden Tage nun, dem ersten Mai 1308, ritt der Kaiser vom Schlosse zu Baden nach Brugg seiner Gemahlinn entgegen. Am Fahr zu Windisch drängten sich die Verschwornen zu ihm ins Schiff, so daß er, da es nicht alle auf ein Mal zu fassen vermochte, von seinem Gefolge getrennt wurde. Am jenseitigen Ufer, als ein Gebüsch zwischen Brugg und Windisch sie den Blicken der langsam nachkommenden Freunde und Diener Albrechts entzog, fiel Eschenbach dem Kaiser in die Zügel, und Johann durchstach ihn mit dem Speere unter dem Ausrufe: „Hier den Lohn des Unrechtes!“ Eschenbach verwundete ihn ebenfalls und Balm spaltete ihm den Kopf; Wart aber stand bestürzt und regungslos da. Der Kaiser sank vom Pferde,

und hauchte sein Leben aus unter den Händen eines armen Weibes, das den Sinkenden aufgefangen hatte, da, wo jetzt das Kloster Königsfelden steht, das seine Tochter, die Königinn Agnes von Ungarn, ihm zum Andenken erbauen ließ.

10. Die Blutrache. Schlacht am Morgarten. Ewiger Bund der Eidsgenossen. (1315)

Die Kinder des erschlagenen Kaisers, Herzog Leopold von Oestreich und die Königinn Agnes, und seine Witwe, die Königinn Elisabetha, nahmen, da sie der Mörder nicht habhaft werden konnten, an den Verwandten, Bekannten und Dienstleuten derselben die grausamste Rache. Am blutdurstigsten zeigte sich Agnes. Sie soll, als das Blut drei und sechzig hingerichteter Ritter zu Fahrwangen zu ihren Füßen floß, ausgerufen haben: „Heute bade ich im Maienthau!“ Auch den Rudolf von Wart, der durch Verrath in ihre Gewalt gekommen war, schonte sie nicht, obschon er nicht Hand an den Kaiser gelegt hatte, und obgleich seine Gattinn aufs rührendste um sein Leben flehte. Er mußte auf dem Rade sterben. Bis zum dritten Tage noch lebte er unter entsetzlichen Qualen. Gertrud, seine Gattinn, legte sich unter das Rad, und blieb da Tag und Nacht betend ohne Speise und Trank, bis er vollendet hatte. Er hieß sie oft weggehen; denn ihre Gegenwart verursache ihm größern Schmerz, als alle Marter, die er zu leiden habe; ihre Treue zerreiße ihm das Herz. Sie aber sprach: „Ich will nicht von dir, so „lange dein Leben währt; ich wollte lieber mit dir sterben!“ Der grausamen Agnes soll der fromme Einsiedler Berchthold Strobel, als sie ihn zu bereden suchte, in ihrer Kirche zu Königsfelden den Gottesdienst zu besuchen, die bittere Wahrheit gesagt haben: „Frau, „es ist ein schlechter Gottesdienst, unschuldiges Blut vergießen, und „aus dem Raube Klöster stiften!“ — Der Herzog Leopold aber vergaß auch den Waldstätten ihre Widersetzlichkeit gegen seinen Vater nicht, und beschloß, sie dafür zu züchtigen, besonders da sie sich bei der Kaiserwahl seinem Bruder Friedrich eben nicht geneigt zeigten. Er schickte den Grafen Otto von Straßberg über den Brünig gegen Obwalden mit vier tausend Mann, und tausend Luzerner sollten zu gleicher Zeit über den See in Nidwalden einfallen. Er selbst zog mit der Hauptmacht seines Heeres von Zug gegen Aegeri und Morgarten, in Schwyz einzudringen. Gewarnt durch Heinrich von Hünenberg, welcher Pfeile in die Landwehr bei Art hinüber schoß, auf welchen die Worte standen: „Hütet euch am Abend vor St. Ot„mar am Morgarten!“ lagen die Eidsgenossen, dreizehn hundert Mann stark, daselbst. Es waren vier hundert Mann von Uri und drei hundert von Unterwalden den Bedrohten zu Hülfe gekommen.

Fünfzig wegen früherer Vergehungen aus dem Lande verbannte Schwyzer aber, welche man im eidsgenössischen Heere nicht dulden wollte, lagerten sich außerhalb der Landesgrenzen auf dem Morgartenberg, und lauerten auf Gelegenheit, dem Feinde Abbruch zu thun. Am Morgen des fünfzehnten Wintermonats 1315 kam der dichte, glänzende Ritterzug den engen Weg von Aegeri gegen Morgarten herangezogen, auf der einen Seite vom Aegerisee, auf der andern von einer Hügelreihe eingeengt. Plötzlich stürzten jene Fünfzig vom Berg herab Felsstücke und Baumstämme, die sie während der Nacht gesammelt hatten, in die vorüberziehenden Reiterhaufen hinab. Roß und Mann wurden zerschmettert. Alles gerieth in dem engen Weg in die schrecklichste Verwirrung. Das bemerkten die dreizehn hundert Eidsgenossen, und fielen mit lautem Geschrei in die erschrockenen Feinde, welche nach kurzem Widerstande die Flucht ergriffen. Fünfzig Zürcher, die dem mit ihnen verbündeten Herzoge zugezogen waren, fielen alle an dem Platze, wo sie gestanden, und mehr als tausend stolze Ritter und Herren, unter ihnen auch der Tyrann Landenberg und zwei Geßler fanden den Tod entweder unter dem Schwerte der Eidsgenossen, oder in den Fluten des Sees. Der Herzog selbst entkam nur mit genauer Noth. Nicht besser erging es den Luzernern in Nidwalden. Sie wurden von den eben von Morgarten heimkehrenden Siegern angegriffen und geschlagen. Als aber Straßberg, welcher sich Obwaldens fast ohne Schwertstreich bemächtiget hatte, dieß vernahm, und Leopolds Unglück ahndete, zog er sich erschrocken und eilig mit seinem Volke über den Brünig zurück. Jene fünfzig verbannten Schwyzer durften wieder ins Vaterland zurückkehren. Zu Brunnen in Schwyz beschworen in demselben Jahr noch die drei Länder den ewigen Bund der Eidsgenossen.

11. Belagerung von Solothurn. (1318.)

Für ein Mal zum Frieden mit den Eidsgenossen gezwungen, wollte Herzog Leopold sein Glück gegen andere Feinde des Hauses Oestreich versuchen. Die Stadt Solothurn hatte sich ebenfalls bei der Kaiserwahl Oestreich abgeneigt gezeigt. Das sollte sie büßen. Im Jahre 1318 belagerte sie der Herzog zehn Wochen lang, aber vergeblich. Der einzige Sohn ihres tapfern Befehlshabers, des Grafen Hugo von Buchegg, war bei einem Ausfalle in östreichische Gefangenschaft gerathen. Leopold drohte, ihn zu tödten, wenn die Stadt ihm die Thore nicht öffne; aber Vater und Sohn blieben der Pflicht und dem Vaterlande treu. Zur Verbindung seines Heeres, das an beiden Ufern der Aare stand, hatte Leopold eine Brücke oberhalb der Stadt über den Fluß schlagen lassen. Da schwoll das Wasser von langem Regenwetter so gewaltig an, daß die Brücke

alle Augenblicke einzustürzen drohte. Der Herzog ließ sie mit großen Steinen beschweren, und endlich noch mit Kriegern dicht besetzen. Gleichwohl vermochte sie es nicht, der Gewalt der reißenden Flut zu widerstehen. Sie brach zusammen, und Leopolds Volk ward von den wilden Wogen der Aare verschlungen. Jetzt vergaßen die Solothurner, daß die Verunglückten ihre Feinde seien. Sie scheuten nicht die eigene Gefahr, um die daherschwimmenden Oestreicher zu retten. Die Geretteten pflegten sie menschenfreundlich, und entließen sie dann ohne Lösegeld ins herzogliche Lager. Das versöhnte den erbitterten Herzog. Er gestand, daß die Solothurner ihn durch Großmuth besiegt hätten, bot ihnen einen ehrenvollen Frieden an, kam dann selbst in die Stadt, und beschenkte die Bürger mit einem Banner.

12. Mordnacht zu Luzern. (1333.)

Luzern war eine östreichische Stadt, und hatte viele Jahre lang in manchem Kriege treue Dienste geleistet. Da weigerten sich die Herzoge, den Bürgern den versprochenen Sold zu bezahlen, und erhöheten über dieß von Zeit zu Zeit die Abgaben. Darüber aufgebracht schlossen die Luzerner mit den Waldstätten zuerst einen zwanzigjährigen Waffenstillstand, und da sie sahen, daß die Vornehmen und Adeligen der Stadt unzufrieden wären, und Böses im Sinne hätten, so traten sie mit den Eidsgenossen in den ewigen Bund im Jahre 1332. Da verschworen sich die vornehmen Geschlechter heimlich, die Freunde der Eidsgenossen zur Nachtzeit zu überfallen und zu ermorden, und die Stadt den Herzogen zu übergeben. Schon standen die Verschwornen in finstrer Nacht, bewaffnet und zum Ueberfalle bereit, an einem einsamen Orte. Ein vorübergehender Knabe hörte das Geräusch der Waffen, und wollte, da er sich vor Gespenstern fürchtete, entfliehen. Er war aber bemerkt worden. Man holte ihn ein, und er mußte den Verschwornen, welche sich doch nicht mit dem Blute eines unschuldigen Kindes beflecken mochten, einen Eid schwören, keinem Menschen zu sagen, was er gesehen habe. Der Knabe eilte weg, und ging auf die Trinkstube der Metzger, wo er noch Licht erblickte. Da setzte er sich auf die Ofenbank, und erzählte dem Ofen mit lauter Stimme, und zu wiederholten Malen, was ihm begegnet sei, und wie er es keinem Menschen sagen dürfe. Endlich wurden die Zecher auf seine Erzählung aufmerksam; schöpften Verdacht und machten Lärm in der Stadt. Die Verschwornen flohen, da sie sich verrathen sahen, in ihre Häuser. Sie wurden aber an ihrem Zeichen, dem rothen linken Aermel, erkannt und gefangen genommen. Niemand wurde hingerichtet, niemand verbannt; wer sich aber nicht in die neue Ordnung der Dinge fügen wollte, dem wurde freigestellt, die Stadt zu verlassen mit Habe und Gut.

13. Schlacht bei Laupen. (1339.)

Wenige Jahre später mußte Bern, das durch seinen blühenden Wohlstand den Neid des benachbarten Adels sich zugezogen hatte, einen harten Kampf auf Leben und Tod bestehen. Graf Rudolf von Nidau versammelte im Jahre 1339 alle Feinde Berns zu Nidau, sieben hundert Herren mit gekrönten Helmen, zwölf hundert geharnischte Ritter, und noch über fünfzehn tausend Mann zu Fuß und drei tausend zu Pferd. Die Berner aber verloren den Muth nicht. Johann von Bubenberg zog mit sechs hundert rüstigen Männern nach dem Städtchen Laupen, die bernerische Besatzung daselbst zu verstärken, und schwor, Leib und Leben an die Behauptung Laupens zu setzen. Als man zu Bern aber in großer Verlegenheit wegen der Wahl eines Feldherren war, weil noch kein Berner in einem bedeutenden Feldzuge den Oberbefehl geführt hatte, da ritt ein erfahrner und heldenmüthiger Ritter, Rudolf von Erlach in die Stadt. Ihn erwählte man einmüthig zum Feldhauptmann. Nachdem den Bernern achtzig Helme von Solothurn und neun hundert wackere Streiter aus den Waldstätten zugezogen waren, rückten sie aus, den zwanzigsten Brachmonat 1339, vier tausend fünf hundert Mann stark, und kamen des folgenden Tages um Mittag vor Laupen an, wo das feindliche Heer stand. Mit großer Umsicht ordnete Erlach seine Scharen. Den Waldstätten, denen von Oberhasli, von Siebenthal und Solothurn überließ er, wie sie es begehrten, den heißen Kampf gegen die Reiterei. Er selbst mit seinen Bernern stellte sich dem feindlichen Fußvolke entgegen. Die Schleuderer traten vor, und machten den Angriff mit drei Würfen. Als sie aber wieder in die Schlachtordnung zurückkehrten, hielten die Letzten im Bernerheere, junge, unerfahrne Mannschaft, diese Bewegung für Flucht, und eilten voll Entsetzen dem nahen Walde zu. Erlach aber rief seinen darüber erschrockenen Scharen zu: „Jetzt, Freunde, werden wir sie„gen; die Feigen sind von uns!" und gab das Zeichen zum Angriffe. Das feindliche Fußvolk vermochte es nicht, der Tapferkeit der Berner lange zu widerstehen. Es fielen seine tapfersten Anführer, und bald wendete sich alles mit Wegwerfung der Waffen zur wilden Flucht. Inzwischen war es Abend geworden, und noch standen die Solothurner und die aus den Waldstätten und aus dem Hasli- und Siebenthale in hartem Kampfe gegen die feindliche Reiterei. Da griffen die siegreichen Berner den Feind im Rücken an, und gaben auch hier den Ausschlag. Graf Rudolf von Nidau fiel selbst, und mit ihm die Edelsten seines Heeres. Als der Freiherr von Blumenberg hörte, wer alles gefallen sei, rief er aus: „Da sei „Gott vor, daß Blumenberg lebe nach dem Tode solcher Männer!" Er stürzte sich in den Tod. Auf den Knieen dankten die Sieger

Gott für den rühmlichen Sieg. Am folgenden Tage zogen sie heim mit sieben und zwanzig eroberten Bannern, und wurden zu Bern mit lautem Jubel empfangen.

Nach geendigtem Kriege zog sich Erlach vom öffentlichen Schauplatze zurück, und lebte bis in sein höchstes Alter einsam auf seinem Landgute in der Nähe von Bern. Da kam einst Jost Rudenz, sein Tochtermann, ein junger, ausgelassener Mann, zu ihm. Erlach verwies ihm sein Benehmen. Es kam zu einem heftigen Wortwechsel zwischen ihnen. Da ergriff Rudenz, wüthend vor Zorn, ein Schwert das an der Wand hing (es war Erlachs siegreiches Schwert), erschlug damit den wehrlosen Greis und Vater, und entfloh.

14. Mordnacht zu Zürich. (1350.)

In Zürich, das durch Handel blühte, war nach und nach die Regierung in die Hände weniger vornehmer Geschlechter gekommen. Hochmuth gegen den gemeinen Mann und schlechte Verwaltung der Staatsgelder erregte immer größere Unzufriedenheit unter der Bürgerschaft gegen die Regierung. Ritter Rudolf Brun, ein schlauer, gewandter und ehrgeiziger Mann, stellte sich an die Spitze der Unzufriedenen. Es entstand ein Auflauf auf der untern Brücke vor dem Rathhause. Die Regierung wurde entsetzt, und viele Glieder derselben aus der Stadt verbannt. Brun entwarf eine neue Verfassung. Der Rath sollte von nun an zur Hälfte aus den Bürgern und zur Hälfte aus den adeligen und vornehmern Geschlechtern besetzt, und halbjährlich erneuert werden. Brun selbst aber wurde, was er eben gewollt hatte, lebenslänglich zum Bürgermeister erwählt im Jahre 1336. Die Verbannten flohen nach Rapperschweil, und sannen auf Rache. Vierzehn Jahre waren bereits seit der Staatsumwälzung verflossen, da beschlossen sie, zur Nachtzeit sich mit List und durch Verrath der Stadt zu bemächtigen, und blutig sich an ihren Feinden zu rächen. Im Jahre 1350 den 23. Hornung sollte das schreckliche Vorhaben ausgeführt werden. Graf Johann von Rapperschweil, Graf Friedrich von Toggenburg, der Freiherr von Bonstetten und der Freiherr von Matzingen ritten am Tage vorher unter mancherlei Vorwänden in die Stadt. Der Herr von Hohen-Landenberg, der mit den Zürchern eben im Streite begriffen war, ließ sich heimlich über die Stadtmauer hinaufziehen. Mehrere hundert Söldner kamen, als Pilger gekleidet, und auf andern Wegen der List in die Stadt, und hielten sich bei einverstandenen Bürgern verborgen. In der Nacht traten noch die Verschwornen zur letzten Berathung im Wirthshause zum Strauß zusammen. Da hörte ein Bäckerjunge, Eckenwieser mit Namen, welcher hinter dem Ofen geschlafen hatte, ihren Anschlag. Unbemerkt schlich er sich fort, und

theilte seinem Meister das Gehörte mit. Dieser eilte zu Brun, und dann an die Sturmglocke im Großmünster. Der Bürgermeister kam glücklich aufs Rathhaus im Gewande seines treuen Dieners, der ihm aus Sorgfalt diese Verkleidung angerathen hatte, selbst aber von den Verschwornen an der Marktgasse erschlagen wurde, da ihm von seinem Herrn im Schrecken das Losungswort mitzutheilen war vergessen worden. Die aufgeschreckte Bürgerschaft griff zu den Waffen, und zuerst eilten die Metzger und ihre Knechte, mit Knitteln und Beilen bewaffnet, vom Schlachthause her in den Kampf, und zeichneten sich vor allen durch Tapferkeit aus. Von allen Seiten wurden die Verschwornen eingeschlossen, und völlig aufgerieben im schrecklichsten Blutbade. Selbst Weiber, Greise und Kinder nahmen Theil am Kampfe, indem sie aus den Fenstern und von den Dächern herab Steine, Töpfe und Kacheln auf die Verschwornen schleuderten. Nur wenige entkamen, indem sie über die Stadtmauer sprangen; die meisten fanden den Tod, oder geriethen in Gefangenschaft. Graf Friedrich von Toggenburg, der es bereute, sich in die Verschwörung eingelassen zu haben, hatte, noch ehe der Kampf begann, mit zwei seiner Edelleute zu Schiffe entfliehen wollen; allein der Schiffer schöpfte Verdacht aus einzelnen Worten, welche die Herren wechselten, und warf sein Schifflein mitten in der reißenden Limmat um. Die schwer gerüsteten Herren versanken, indem er selbst ans Ufer schwamm, und die Bürger der kleinen Stadt zu den Waffen rief. Brun nahm schreckliche Rache. Drei Tage lang blieben die Leichname der Erschlagenen unbegraben in den Straßen liegen; achtzehn Bürger wurden vor dem Rathhause enthauptet; neunzehn andere vor ihren eigenen Häusern aufs Rad geflochten.

15. Schlacht bei Tätweil. (1351.)

Nach der Mordnacht zog Brun nach Rapperschweil. Die erschrockene Stadt ergab sich unter nicht allzu harten Bedingungen; aber treulos brach Brun sein Wort. Mitten im Winter ließ er die Einwohner ins offene Feld treiben, und verbrannte und zerstörte Rapperschweil bis auf die letzte Hütte. Um sich gegen die Rache Oestreichs, dessen Lehen diese Stadt war, zu schützen, wandte sich der Bürgermeister an die Waldstätte. Mit Freuden nahmen diese Zürich in den Bund auf im Jahre 1351, und räumten ihm den Rang des Vorortes, doch ohne Vorrecht ein. Während nun der Herzog Albrecht von Oestreich im Aargau seine Heeresmacht sammelte, wurden die Zürcher häufig von der Besatzung in Baden geneckt und geschädiget. Da machte Brun mit fünfzehn hundert Mann einen Streifzug gegen Baden und ins Aargau den 23. Christmonat 1351. Als er nach Zerstörung der Burg Freudenau an der Aare am Abend

des folgenden Tages wieder heimziehen wollte, sah er sich bei Tätweil, einem Bauernhofe unweit Baden, von mehr als viertausend Feinden eingeschlossen. Ihm entsank der Muth, und er entfloh auf einem unbesetzten Fußpfade heimlich und schimpflich mit seinem Diener nach seinem Landgute in Schlieren. Ritter Rüdiger Manesse rettete die Ehre und das Heer der Zürcher. Er sprach dem erschrockenen Volke Muth ein, und gab vor, der Bürgermeister sei heimgeeilt, Hülfe zu holen. Da focht das Häuflein Zürcher muthig gegen den überlegenen Feind in ungünstiger Stellung und mehrere Stunden lang bis gegen die Nacht. Als die Noth am größten war, erschallte von der nahen Anhöhe das zürcherische Feldgeschrei. Neu ermuthiget fochten die ermüdeten, wankenden Zürcher; denn sie meinten, Brun sei mit dem Zuzuge da. Den Feinden aber entfiel der Muth, und sie zogen fliehend zurück nach Baden mit großem Verluste. Hundert und fünfzig Landleute vom See, welche den Zürchern hatten zuziehen wollen, und als sie das Schlachtgetümmel vernahmen, und die Noth der Ihrigen bemerkten, entschlossen und mit lautem Geschrei dem Feinde in den Rücken fielen, gaben der Schlacht diesen Ausschlag. Mit Beute beladen, und mit sechs eroberten Bannern kehrten die Sieger am folgenden Morgen heim, und zogen, nachdem sie zuvor, damit die Siegesfreude weniger getrübt würde, die Todten außerhalb der Stadt bei St. Anna begraben hatten, unter lautem Jubel in Zürich ein. Brun aber, der schlaue Mann, wußte selbst und durch seine Freunde, seine Flucht so zu beschönigen, daß das Volk mit Gewalt sich des Banners der Stadt bemächtigte, und ihn im Triumphe von seinem Landgute abholte.

16. Bund der acht alten Orte.

Als Herzog Albrecht von Oestreich sich gegen die Zürcher rüstete, sie zu züchtigen für die Zerstörung Rapperschweils, mahnte er auch die Glarner, welche der Abtei Seckingen dienstbar waren, als Schirmvogt dieses Gotteshauses zum Zuzuge. Sie aber weigerten sich, weil sie nur die Fehden der Abtei, nicht aber Oestreichs Kriege zu führen verpflichtet seien. Als nun der Herzog Miene machte, sie mit Gewalt zu zwingen, so besetzten die Waldstätte mitten im Winter das Glarnerland, und die Glarner selbst schlugen den Walther Stadion, da er mit östreichischem Volke das Land überfiel, so, daß er selbst und viele vom Adel mit ihm den Tod fanden. Hierauf nahmen die Waldstätte das Glarnervolk in den Bund auf im Jahre 1352.

Die Stadt Zug war eine östreichische Stadt, deren Besatzung sich häufig Neckereien und Schädigungen gegen die benachbarten Schwyzer erlaubte. Darum beschlossen die Eidsgenossen, die Stadt zu er-

obern, und belagerten sie mit beinahe drei tausend Mann. In seiner höchsten Noth schickte Zug einen Boten an Herzog Albrecht, der sich damals eben in Königsfelden aufhielt, und ließ ihn um schleunige Hülfe bitten; allein verächtlich gab er die Antwort: „Die Zuger „mögen sich meinetwegen ergeben! Ich werde bald mit Heeresmacht „kommen, und Alles wieder erobern." Da öffnete Zug den Eidsgenossen die Thore, und wurde von ihnen in demselben Jahre, wie Glarus, in den Bund aufgenommen.

Endlich rückte Albrecht mit mehr als vier und dreißig tausend Mann vor die Stadt Zürich. Selbst der Kurfürst von Brandenburg war ihm mit viel Volk zugezogen. Bald aber überzeugte sich dieser Fürst, daß gegen die unerschrockenen Eidsgenossen, welche nebst den Zürichern die Stadt vertheidigten, wenig Ruhm zu gewinnen sei, und da über dieß Mangel an Lebensmitteln im Lager eintrat, so bot er dem Herzoge seine Vermittelung an. Gegen den Willen Albrechts wurde dann die Belagerung so schnell aufgehoben, daß die Eidsgenossen eines Morgens die Gegend um die Stadt her ganz unerwartet leer fanden. Nur das Lager der Berner, die, durch einen alten Vertrag gezwungen, dem Herzoge hatten zuziehen müssen, stand noch, weil sie einen nächtlichen Abzug für schimpflich gehalten hätten. Der Kurfürst vermittelte nun den Frieden im Jahre 1353 zu Luzern, und die Eidsgenossen nahmen in demselben Jahre noch Bern in den ewigen Bund auf, und so war der Bund der acht alten Orte geschlossen.

17. Schlacht bei Sempach. (1386.)

Nach dem Frieden vom Jahr 1353 wollte der Herzog die Zuger und Glarner zwingen, den Bund mit den Schweizern aufzugeben, und da sie sich beharrlich weigerten, so brachte er seine Klagen gegen die Eidsgenossenschaft selbst vor den Kaiser, der ihm Gehör gab, und mit großer Heeresmacht ins Land und vor Zürich kam. Als er aber die Unerschrockenheit und Mäßigung der Bundesgenossen wahrnahm und sich überzeugte, daß es dem Hause Oestreich nur um unrechtmäßige Erweiterung seiner Herrschaftsrechte zu thun sei, zog er wieder ab, und brachte dann im Jahre 1355 einen Frieden zu Stande, der den Bund der Eidsgenossen anerkannte.

Dreißig Jahre lang herrschte nun Frieden zwischen den Eidsgenossen und dem Hause Oestreich. Da aber erhob Herzog Leopold III. von Neuem bittere Klagen gegen die Schweizer. Er beschuldigte sie, daß sie Entlibuch, Sempach und andere Gegenden und Orte gegen den Vertrag in ihren Bund aufgenommen hätten, und sie hinwieder beschwerten sich, daß er ihrem Handel Abbruch thue. Immer größer wurde die gegenseitige Erbitterung. Da kam Leopold ins Aargau

mit dem Vorsatze, ein großes Heer zu sammeln, und den Bund der Schweizer zu vernichten. In kurzer Zeit erhielten die Eidsgenossen von hundert sieben und sechszig geistlichen und weltlichen Herren Fehdebriefe. Von Baden zog Leopold mit seinem glänzenden Heere nach Sempach. Da eilte die eidsgenössische Besatzung, die Zürich schützte, dorthin, und überließ es den Bürgern, ihre Stadt zu bewachen. Bei Sempach stellten sich die Schweizer, vierzehn hundert Mann stark, auf eine Anhöhe. Im Rücken waren sie durch einen Wald gedeckt. Den 9. Heumonat 1386 sahen sie nun den stolzen Feind sich nahen, eine zahlreiche, wohl berittene, schön gerüstete Reiterei. Das feindliche Fußvolk stand unter Johann von Bonstetten noch im Lager bei Brugg, und wartete auf den Befehl des Herzogs. Leopolds Ritter neckten die Bürger zu Sempach. Sie ließen das reife Korn abmähen, und einer derselben sprengte an die Stadtmauer und rief: „Bringet den Schnittern das Morgenbrot heraus!" Zur Antwort erhielt er: „Die Herren von Luzern mit ihren Eids„genossen werden es euch mit Gottes Hülfe so bringen, daß mancher „den Löffel aus der Hand wird fallen lassen!" Erfahrene Kriegsmänner warnten vor Uebermuth und Verachtung des Feindes, und riethen, das Fußvolk nachkommen zu lassen; allein sie wurden der Feigheit beschuldiget, und immer ungestümer begehrte die junge Ritterschaft sogleich ins Treffen geführt zu werden. Da ließ Leopold absteigen, weil er es für unedel halten mochte, gegen schlecht bewaffnete Bauern zu Pferde zu kämpfen, und ordnete sein Ritterherr in ein festgeschlossenes Viereck mit vorgehaltenen Spießen. Als die Eidsgenossen diese Bewegung bemerkten, warfen sie sich auf die Kniee zum Schlachtgebete, und rannten dann mit lautem Geschrei zum Angriffe; allein sie vermochten es nicht, den dichten Wald der langen Speere zu durchbrechen, und mit ihren kurzen Waffen reichten sie nicht an den Feind. Ihre kühnsten Versuche mißlangen. Schon sechzig waren gefallen, unter ihnen der tapfere Peter Gundoldingen, Schultheiß von Luzern. Noch kein Feind blutete. Das Ritterheer fing an, halbmondförmig sich zu schließen, und die kleine kühne Schar von allen Seiten zu umringen. Alles schien verloren. Da zeigte sich der Retter. Arnold von Winkelried aus dem Lande Unterwalden, ein großer, starker Mann, trat vor und rief den Eidsgenossen zu: „Ich will euch eine Gasse machen! Sorget für mein Weib und „meine Kinder!" Mit diesen Worten war er an dem Feinde, umfaßte die vorragenden Speere, so weit er reichen konnte, und drückte sie im Falle mit sich zu Boden. Fest geschlossen drangen die Eidsgenossen über seine Leiche durch die entstandene Oeffnung in die dichten Reihen der Feinde. Jetzt wurden die schwer gerüsteten Herren von den leicht bewaffneten Schweizern fast wehrlos erschlagen. Es

sank das Banner von Oestreich. Da riß es der tapfere Herzog an sich, schwang es noch ein Mal über seine fallenden Scharen, stürzte sich in das wildeste Gedränge, und fand bald seinen Tod. Jetzt riefen die Ritter nach den Pferden; allein die Knechte waren auf denselben voll Entsetzen dem Schrecken des Blutbades entflohen. So entgingen nur wenige den tödtlichen Streichen der Sieger. Sechs hundert sechs und fünfzig Grafen, Herren und Ritter, viele tapfere Bürger von Schaffhausen, Lenzburg, Zofingen, Bremgarten und aus andern östreichischen Städten, und eine große Menge Knechte bedeckten das blutige Schlachtfeld. Niklaus Thut, Schultheiß von Zofingen, zerriß das Banner seiner Stadt, als er fiel, in Stücke, und stieß sie in den Mund, wo man sie fand, als sein Leichnam in seiner Vaterstadt zur Beerdigung gerüstet wurde. Nachdem die Sieger drei Tage auf der Wahlstatt nach der Gewohnheit verweilt hatten, kehrten sie heim mit reicher Beute und fünfzehn eroberten Bannern. Leopold mit sechzig Rittern wurde im Kloster Königsfelden bestattet. Zwei hundert erschlagene Eidsgenossen fanden ihre Ruhestätte zu Luzern in geweihter Erde.

18. Schlacht bei Näfels. (1388.)

Der Sohn des bei Sempach erschlagenen Herzoges, Leopold IV., setzte den Krieg gegen die Eidsgenossen noch eine Zeit lang, aber weder zu seinem Ruhme, noch zu seinem Vortheile fort, bis er sich endlich gezwungen sah, einen Waffenstillstand mit seinen Gegnern zu schließen. Gegen das Ende des Sempacherkrieges hatten die Eidsgenossen noch das Städtchen Wesen erobert. Die Glarner behandelten es milde; dennoch ließen sich die Bürger mit dem benachbarten Adel in eine Verschwörung gegen die Eidsgenossen ein. Sie brachten, verkleidet oder in Fässern versteckt, östreichische Krieger in die Stadt, und verbargen sie in den Kellern und Hauswinkeln. Um die Eidsgenossen ganz sicher zu machen, baten sie um eine stärkere Besatzung, und die Glarner schickten ihnen fünfzig Mann. In der Nacht aber vor St. Matthias 1388 kamen sechs tausend Oestreicher vor das Städtchen, und die Burger öffneten ihnen mit Hülfe der versteckten Krieger gewaltsam die Thore. Da wurde Konrad von Au aus Uri, der Vogt und Hauptmann der Stadt, und mit ihm über dreißig Eidsgenossen in den Betten, oder halb gerüstet ermordet. Andere sprangen über die Stadtmauer und schwammen durch den See. Die Glarner erschraken, und stellten ein schwaches Häuflein an die Landmarchen zur Gegenwehr. Hoher Schnee lag auf den Gebirgen, und die Eidsgenossen konnten ihnen daher nicht zu Hülfe eilen. In dieser Noth baten die Glarner um einen billigen Frieden. So hart und unerträglich aber lauteten die Bedingungen, daß sie

sich entschlossen, lieber das Aeußerste zu wagen. Da kam der Feind Donnerstag den 9. Aprill 1388, sechs tausend Mann stark, von Wesen gegen die Landwehr bei Näfels, wo Landeshauptmann Ambuel mit kaum fünf hundert Glarnern stand. Oestreichs überlegene Macht brach durch, und trennte die Reihen der Glarner. Mit wenigen, die ihn noch umgaben, zog sich Ambuel hinter Näfels an den Rautiberg hinauf. Da erhob er das Landesbanner, und die zerstreuten Haufen der Glarner sammelten sich wieder zu ihm, indem sie sich durch den Feind schlugen. Fünf bis sechs hundert Mann hatten sich vereinigt, als die östreichische Reiterei sie angriff. Die Glarner empfingen sie mit einem Hagel von Steinen, wodurch die Pferde verwundet und scheu wurden. In Unordnung zogen sich die Oestreicher zurück, und die Glarner setzten ihnen nach und verwundeten und tödteten viele. Im Thale aber ordnete sich der Feind schnell wieder, und die Glarner mußten seiner Uebermacht von Neuem weichen. Zehn Mal hatten sie die Oestreicher in die Ebene gejagt, und zehn Mal waren sie von ihnen wieder auf den Berg zurück getrieben worden. Beide Heere waren geschwächt und ermüdet. Da schworen die Glarner, im eilften Angriffe entweder völlig zu siegen oder zu sterben. So wüthend fielen sie in den Feind, daß er voll Entsetzen wich. In diesem Augenblicke erschallte vom Gebirge her ein lautes Feldgeschrei. Dreißig Männer von Schwyz kamen den Glarnern zu Hülfe des tiefen Schnees auf den Gebirgen ungeachtet. Jetzt ergriff ein furchtbarer Schrecken die östreichischen Scharen, und sie flohen unaufhaltsam mit großem Verluste. Zwei tausend fünf hundert und dreißig Feinde bedeckten das Schlachtfeld. Ein und fünfzig Glarner, zwei Schwyzer und zwei Urner waren gefallen. Unter der Last der fliehenden Oestreicher brach die Brücke bei Wesen, und viele fanden noch im Wasser ihren Tod. Wesen wurde von den Glarnern verbrannt.

Der Krieg dauerte zum Vortheile der Eidsgenossen noch eine Zeit lang fort, bis die Oestreicher sich endlich genöthigt sahen, im Jahr 1389 einen für die Schweiz sehr vortheilhaften Frieden zu schließen.

19. Schlacht am Speicher. (1403.)

Im Gebirge von Appenzell lebte ein von uralten Zeiten her freies kleines Volk, das aber jetzt unter dem Drucke des mächtigen Abtes Kuno von St. Gallen seufzte. Dieser harte Mann erhöhete den Appenzellern die Reichssteuer unmäßig, und gab ihnen Amtleute, welche das Land seiner Freiheiten beraubten, ungewohnte Abgaben auflegten, und daneben viele empörende Gewaltthätigkeiten sich erlaubten. Der Vogt auf der Burg Schwendi forderte von

Milch, Butter und Käse einen schweren Zoll, und ließ zwei große Hunde auf jeden hetzen, der ohne zu bezahlen vorüber ging. Der Vogt zu Appenzell, nicht zufrieden, daß er aus dem Nachlasse eines Verstorbenen nach einem alten Rechte das beßte Stück erhalten hatte, befahl, das Grab wieder zu öffnen, und den Rock zu nehmen, den arme Kinder ihrem Vater mit in die Gruft gegeben hatten. Der Abt hörte nicht auf die gerechten Klagen des mißhandelten Volkes. Da schlossen die Gemeinden einen Bund zum Schutze wider unrechtmäßige Gewalt. Dann nahmen sie die Burgen ihrer Tyrannen ein, vertrieben die Vögte, und verbündeten sich mit Schwyz und Glarus. Auch die Stadt St. Gallen, die mit dem Abte in Zerwürfniß lebte, trat mit den Appenzellern in Verbindung, zog sich aber bald nachher wieder zurück. Nun bot der Abt seine Unterthanen und die mit ihm verbündeten schwäbischen Reichsstädte auf. Den Appenzellern kamen Schwyzer und Glarner zu Hülfe.

Den 15. Mai 1403 früh am Morgen zogen die äbtischen Scharen, fünf tausend Mann stark, aus St. Gallen einen Hohlweg, der auf beiden Seiten mit Waldung bewachsen war, hinauf nach Vögelins-Eck nahe bei dem Dorfe Speicher, voran die geharnischte Reiterei. Im Walde lagen zwei hundert Glarner und drei hundert Schwyzer im Hinterhalte. Am Ausgange des Hohlweges aber standen achtzig Appenzeller, welche, sobald sie den Feind erblickten, durch Steinwürfe ihn beunruhigten und schädigten, und zu gleicher Zeit drangen die Schwyzer und Glarner auf beiden Seiten aus dem Walde hervor gegen das äbtische Heer. Wilder stürmte die Reiterei bergan, um droben Raum zu gewinnen; aber dort stieß sie auf die Schlachtordnung der Appenzeller, ungefähr zwei tausend Mann stark. Da beschlossen die feindlichen Heerführer, sich wieder zurück zu ziehen durch den Hohlweg, um drunten in der Ebene den Kampf auszufechten. Es erging der Befehl: „Zurück, zurück!" Das aber galt den erschrockenen äbtischen Scharen für eine Aufforderung zur Flucht, und alles floh in wilder Unordnung. Sechs hundert geharnischte Reiter lagen todt im Hohlwege, und die siegreichen Appenzeller setzten dem Feinde nach bis unter die Thore von St. Gallen. Auch beide Bürgermeister dieser Stadt hatten ihren Tod in der kurzen, aber blutigen Schlacht gefunden.

20. Schlacht am Stoß. (1405.)

Die Bürger von St. Gallen schlossen jetzt von Neuem mit den Appenzellern einen Bund. Dieß nöthigte den Abt, St. Gallen zu verlassen, und sich nach dem Städtchen Wyl zurück zu ziehen. Kuno ließ nun dem Herzoge Friedrich von Oestreich keine Ruhe, bis er seinen Bitten Gehör gab, und mit einem großen Heere nach Arbon kam.

Von hier aus wollte Friedrich mit einem kleinern Theile seiner Mannschaft St. Gallen überfallen; die Hauptmasse seines Volkes aber sollte über Gaiß den Appenzellern in den Rücken fallen, wenn sie der verbündeten Stadt zu Hülfe eilen würden. Doch diese hatten bereits von seinem Vorhaben Kunde erhalten, und waren auf ihrer Hut. Den 17. Brachmonat 1405 rückte die östreichische Macht aus. Die größere Abtheilung kam über Altstätten im Rheinthale unangefochten bis an die Appenzellerlandwehr hinauf, und auch da zeigte sich kein Feind. Man begnügte sich, nur einen ganz schmalen Durchgang für das Heer zu öffnen, und die Oestreicher zogen nun aufwärts gegen den Stoß mit großer Anstrengung; denn es regnete beständig, und der abschüssige Boden war sehr schlüpferig. Endlich zeigten sich auf der Höhe vier hundert Appenzeller und eine Anzahl Glarner und Schwyzer, welche Felsstücke und Holzblöcke herab wälzten. Die Reihen der Oestreicher wurden zerrissen, und schon in großer Unordnung kamen sie auf der Höhe an. Hier aber stand das Heer der Appenzeller, und an seiner Spitze Graf Rudolf von Werdenberg, der, vom Hause Oestreich seiner Besitzungen beraubt, seine ritterliche Rüstung mit einem Hirtenkittel vertauscht hatte, und in Appenzell ein freier Landmann, und der Appenzeller Feldhauptmann geworden war. Er und die Seinigen gingen barfuß, um auf dem nassen Boden besser auftreten zu können. Ihrem gewaltigen Anlaufe von oben herab widerstanden die ermüdeten Oestreicher nicht lange, besonders da eine zweite Schar Appenzeller auf der nahen Anhöhe sich zeigte, und ihnen den Rückzug abzuschneiden drohte. Es waren die Weiber und Töchter des Gebirgsvolkes, welche, den Feind zu täuschen, Hirtenhemden über ihre Frauenkleider angezogen hatten. Die Oestreicher ergriffen die Flucht. Hier schon fanden viele den Tod, noch mehrere aber an der Landwehre, bis es endlich gelang, die zu enge Oeffnung weiter zu machen. Wer noch lebte und nicht schwer verwundet war, floh unaufhaltsam ins Rheinthal hinunter. In dieser Schlacht zeichnete sich Ulrich Rotach von Appenzell aus. Er hatte sich zu weit in den Feind gewagt, und wurde von zwölf Mann umringt. Da stellte er sich mit dem Rücken an eine Hütte, und erschlug mit seiner Hellebarde fünf seiner Gegner. Die Hütte wurde angezündet; aber Rotach starb lieber in den Flammen mit den Waffen in der Hand, als daß er sich ergeben hätte.

Auch der Herzog selbst war nicht glücklich gewesen. Er mußte, da er die Mauern von St. Gallen zu hoch und zu fest fand, und kein Belagerungswerkzeug bei sich hatte, nach Arbon zurückziehen, wurde von vier hundert St. Gallern verfolgt, und litt am Hauptlisberg großen Verlust an Mannschaft.

21. Gefecht an der Wolfshalde. (1405.)

Herzog Friedrich war des Krieges müde; doch schwor er, nicht ungerächt abzuziehen. Er ließ ausstreuen, sein Heer kehre nach dem Tyrol zurück. Wirklich zog er dem Rheine zu. Bei dem Dorfe Thal aber befahl er seinen Scharen, die Wolfshalde hinauf zu steigen gegen Appenzell, das Gebirgsvolk unversehens zu überfallen. Allein die Appenzeller waren gewarnt worden. Vierhundert derselben stürmten plötzlich unter lautem Feldgeschrei unter die ordnungslos und sicher heranziehenden Oestreicher. Schnell gefaßt warfen sich diese indessen hinter den ummauerten Kirchhof, und es entstand ein blutiger Kampf. Erst nachdem die Appenzeller vier und vierzig Mann verloren hatten, gelang es ihnen, die Feinde aus ihrer festen Stellung zu vertreiben. Jetzt aber flohen die Oestreicher in wilder Unordnung die Wolfshalde hinunter, und zehnfach büßten sie den Verlust, den sie dem Feinde beigebracht hatten. Als der Herzog sein Heer abermals geschlagen sah, ging er über den Rhein nach Innsbruck. Die Appenzeller aber setzten den Krieg noch fort bis ins fünfte Jahr. Siegreich drangen sie tief ins Tyrol, wo sie des Herzogs Söldner schlugen, und ins Thurgau, und eroberten über sechzig Burgen, und belagerten zuletzt die Stadt Bregenz am Bodensee, doch ohne glücklichen Erfolg; denn sie wurden am 13. Januar 1408 während eines dichten Nebels unversehens überfallen, und mußten mit bedeutendem Verluste sich zurück ziehen. Von dieser Zeit an beschränkten sie sich auf die Vertheidigung ihres eigenen Landes. Sie verglichen sich mit Oestreich, das seine verlorenen Besitzungen wieder erhielt, und mit dem Abte Kuno, der ihre Freiheit anerkennen mußte. Im Jahre 1411 wurde Appenzell von den Eidsgenossen ins Landrecht aufgenommen.

22. Eroberung des Aargaues und Errichtung der gemeinen Herrschaften. (1415.)

Der Herzog Friedrich schloß nun zu seiner Sicherheit mit den acht Orten der Eidsgenossenschaft einen fünfzehnjährigen Frieden, und sicherte ihnen alles zu, was sie bereits besaßen. Kaum aber hatte der Friede drei Jahre gedauert, so gerieth der Herzog in heftigen Streit mit dem Kaiser Sigmund und mit der Kirchenversammlung zu Konstanz. Er wurde in Acht und Bann gethan, und der Kaiser forderte jedermann, auch die Eidsgenossen auf, ihn seiner Länder zu berauben. Diese weigerten sich zuerst, ihren Frieden mit dem Herzoge zu brechen. Als aber eine vom Kaiser zusammen berufene zahlreiche Versammlung von Fürsten und rechtskundigen Männern einmüthig erklärte, die Eidsgenossen seien nach den Reichsgesetzen als Reichsglieder schuldig, dem Kaiser bei Bestrafung des geächteten

Herzogs beizustehen, und Sigmund versprach, ihnen die eroberten Länder als Reichslehen zu übergeben; da nahmen die Berner zuerst den größten Theil des Aargaues ein ohne große Schwierigkeit in wenigen Wochen. Ihrem Beispiele folgten die Luzerner, und bemächtigten sich der Gegend an der Sur, Wigger, Aa und Winna, bis sie an die Eroberungen der Berner stießen. Die Zürcher fielen über den Albis in das freie Amt Knonau, und ließen sich daselbst schwören. Da, wo die Limmat, Reuß und Aare zusammen fließen, begegneten sich die Banner sieben eidsgenössischer Orte. Was nun von östreichischen Erblanden noch übrig war, Mellingen, Bremgarten, Baden u. s. w. wurde gemeinschaftlich erobert, und sollte unvertheilt Eigenthum und Herrschaft aller Orte sein, Bern ausgenommen, das sonst schon zu viel an sich gerissen hatte, und Uri, das an diesem mit Unrecht erworbenen Lande keinen Antheil haben wollte. So entstanden die sogenannten „gemeinen Herrschaften," in denen abwechselnd Landvögte der betreffenden Orte regierten. Auf solche Weise war dem Herzog in kurzer Zeit alles entrissen worden, daß er den Spottnamen „Friedrich mit der leeren Tasche" erhielt.

23. Die Matze von Wallis. (1414.)

Kaum war die Eroberung des Aargaues vollendet, so bewegten neue Unruhen die Eidsgenossenschaft. Der Freiherr von Raron, Landeshauptmann der Walliser und Bürger zu Bern, hatte sich durch ehrenrührige Reden die Urner und Unterwaldner zu Feinden gemacht, und durch hochfahrenden Stolz den Haß der eigenen Landsleute zugezogen. Da wiegelten seine Gegner nach uralter Sitte das Volk gegen ihn auf. Sie schnitzten in ein Stück Holz ein trauerndes Menschenantlitz, und umwanden es mit Dornen. Dieses Bild, die Matze genannt, stellten sie auf einen öffentlichen Platz. Nachdem sich viel Volk versammelt hatte, nahm einer das Wort, und sagte zu dem Bilde: „Matze, was trauerst du? Diese guten Leute wol„len dir helfen. Nenne den Mann, den du fürchtest! Ists der Silli„nen, der Asperling, der Henngarten, oder der von Raron?" Beim Namen des letztern wurde die Matze verneigt, und der Wortführer sprach zum Volke: „Biedere Männer, die Matze hat euch geklagt. „Wer ihr helfen will, hebe die Hand auf." Sobald sich die Mehrheit auf diese Weise für die Matze erklart hatte, war es um Raron geschehen. Die Empörung gegen ihn verbreitete sich von Dorf zu Dorf. Bald wurden seine Burgen bestürmt, erobert und zerstört. Er selbst floh nach Bern, wo er vergeblich Hülfe suchte, und dann nach Freiburg, wo man sich seiner anzunehmen versprach. Wirklich gelang es den Freiburgern, den Zorn der Walliser zu besänftigen, und der Freiherr konnte, nachdem er allen Ehrenstellen entsagt hatte,

wieder heim kehren; allein schon im folgenden Jahre brach die Volkswuth abermals gegen ihn aus. Er konnte entfliehen, und fand zu Bern mehr Gehör, als das erste Mal. Die Walliser aber schlossen dann im Jahre 1417 ein Landrecht mit Uri und Unterwalden. Jetzt wurden die Eidsgenossen selbst in den Streit verwickelt. Die unbetheiligten Orte suchten zu vermitteln, und sprachen zuletzt ein Endurtheil, das den Wallisern zur Pflicht machte, dem Freiherrn sein Eigenthum wieder zu erstatten. Dessen aber weigerten sich diese. Da brach der Krieg los. An der Spitze einer Schar Freiwilliger drang Raron über den Sanetsch in Wallis ein, verbrannte Sitten und verheerte das Land. Die Walliser aber rächten sich durch einen Einfall ins Oberland. Nun rückten die Berner mit einem bedeutenden Heere ins Feld, und verbrannten viele Dörfer. Obwohl die Walliser, die ihrer Halsstarrigkeit wegen auch von Uri und Unterwalden verlassen waren, der Uebermacht sich nicht zu erwehren vermochten, so stritten sie doch an mehreren Orten mit rühmlicher Tapferkeit. Besonders aber zeichnete sich ein gemeiner Landmann, Thomas in der Pünt, aus. Als er die plündernden Feinde sorglos gegen das Dorf Ulrichen anrücken sah, rief er seinen Landsleuten zu: „He, wo bleibt Wallis, das alte Heldenland! Lasset uns für „Freiheit und Vaterland kämpfen und siegen, oder sterben, wie un„sere Väter!“ Mit etwa vier hundert Mann fiel er in den ordnungslosen Feind, und brachte ihm großen Verlust. Er selbst stritt als ein Held. Vierzig Leichen lagen vor ihm aufgehäuft, als endlich auch er den Heldentod starb. So bedeutend hatten die Berner gelitten, daß sie den Rückzug wieder antraten. Die Walliser aber sahen sich ihrerseits doch gezwungen, Frieden zu schließen. Sie mußten dem Freiherrn seine Besitzungen wieder zurück geben, und große Kriegskosten bezahlen. Raron starb achtzehn Jahre später fern von seinem Vaterlande.

24. Schlacht bei Arbedo. (30. Brachmonat 1422.)

Die Urner hatten früher schon mit Hülfe der Eidsgenossen das Ossolathal eingenommen; allein der Herzog von Mailand, dem es gehörte, verkaufte es schnell dem Herzoge von Savoyen, und dieser vertrieb die Besatzungen der Eidsgenossen wieder aus diesem Thale. Mit Hülfe der Walliser aber bemächtigten sich diese später desselben von Neuem, und kauften über dieß vom Freiherrn von Sax die Stadt Bellenz und das Livinenthal bis zum Langensee. Das verdroß den Herzog von Mailand so, daß er sich feindlich rüstete, und Ossola und Bellinzona mit großer Macht überraschte. Alles mußte sich ihm unterwerfen. Langsam und zögernd rückten die Eidsgenossen ins Feld. Seit der Eroberung des Aargaues, und den

daraus entstandenen Streitigkeiten war die alte Eintracht von ihnen gewichen. Das mußten sie schwer büßen im Felde von Arbedo unweit Bellinzona. Drei tausend Mann aus den Kantonen Luzern, Uri, Unterwalden und Zug, und vier hundert Bogenschützen von Zürich waren vorangeeilt und hatten sich daselbst gelagert. Schwyz und Glarus rückten langsam nach. Die Banner von Zürich, Appenzell und St. Gallen zogen erst den Gotthard hinunter. Bern aber nahm grollend gar keinen Antheil an diesem Feldzuge. Im Lager zu Arbedo fehlte es so an aller Ordnung, daß sechs hundert Mann eigenmächtig das kleine Heer verließen, um im Misorerthale zu plündern. Die mailändischen Feldherren Carmagnuola und Pergola, die mit achtzehn tausend Mann zu Fuß, und sechs tausend zu Pferd zu Bellenz lagen, bemerkten die Sorglosigkeit der Eidsgenossen, und beschlossen, sogleich mit aller Macht anzugreifen. Als diese den Feind nahen sahen, erwachte in ihnen der alte Heldenmuth. Sie stellten sich schnell in Schlachtordnung. Pergola, der die feindliche Reiterei führte, fiel sie mit verhängtem Zügel an, in der Hoffnung, im ersten Angriffe sie aus einander zu sprengen. Wirklich geriethen die Eidsgenossen jetzt schon in große Noth. Der Bannerherr von Luzern sah sich genöthigt, sein Banner zusammen zu rollen, es auf die Erde zu werfen, und darauf zu stehen, damit er mit seinem zweihändigen Schwerte des feindlichen Andranges sich erwehren möchte. Da aber ermannten sich seine Gefährten von Neuem, und fochten mit solcher Wuth, daß der Feind von ihnen abließ, und sogar das mailändische Banner in ihren Händen zurück blieb. In Unordnung wich die Reiterei, aber nur um abzusteigen und zu Fuß den Kampf zu erneuern. Es hatte nämlich inzwischen Carmagnuola die Schweizer mit seinem Fußvolke von allen Seiten umringt, und nun fochten nicht völlig drei tausend Eidsgenossen gegen vier und zwanzig tausend Italiener in der ungünstigsten Stellung und überall eingeschlossen. Die tapfersten eidgenössischen Anführer fielen. Tödtlich getroffen, sank auf sein Banner Peter Collin, Landammann von Zug. Einer seiner Söhne raffte dasselbe wieder auf, und schwang es, triefend vom Blute seines Vaters, von Neuem über den Schaaren von Zug. Als aber auch ihn der Tod ereilte, wand er das Banner um den Leib, und stürzte in einen Graben. Das merkte sein Freund Landwig, und entwand es mit Mühe seiner erstarrenden Hand. Abermals wehete es über den streitenden Zugern, und jetzt noch wird es in Zug als ein Heiligthum aufbewahrt. Drei hundert sechs und neunzig Eidsgenossen waren gefallen, und eine dreifach größere Menge Feinde, und noch war kein Ende des schrecklichen Kampfes zu sehen. Da kamen jene sechshundert Eidsgenossen, die im Misorerthale geplündert hatten, in vollem Laufe und mit

wildem Geschrei und fielen den Mailändern in den Rücken. Diese glaubten, die ganze eidsgenössische Nachhut sei eingetroffen, standen erschrocken vom Kampfe ab, und zogen sich, nachdem die Schlacht sieben Stunden gedauert hatte, nach Bellinzona zurück. In diesem Augenblicke langten auch die Banner von Schwyz und Glarus auf dem Schlachtfelde an. Sie waren von der angeschwollenen Moesa aufgehalten worden, über welche der Feind die Brücke abgeworfen hatte. Von nun an ließen sich die Mailänder nicht mehr außerhalb der Mauern Bellinzona's blicken, wie sehr sie auch dazu von den Eidsgenossen herausgefordert und gereizt wurden, welche bald wegen Mangel an Lebensmitteln den Rückzug antreten mußten. Das Livinenthal blieb indessen von ihnen besetzt. Ueberall wurden die Heimkehrenden mit stiller Trauer empfangen. In sieben Schiffen waren die Luzerner ausgezogen, und in zweien kamen sie wieder heim. Das eroberte Hauptbanner von Mailand gewährte geringen Trost.

25. Peter Rysig erobert Domo d'Ossola. (1426.)

Erst drei Jahre nach der Schlacht bei Arbedo unternahmen die Eidsgenossen abermals einen Angriff auf Bellenz, aber ohne den mindesten Erfolg, weil es an Eintracht fehlte. Aergerlich über diese mißlungene Unternehmung warb nun Peter Rysig, ein Schwyzerhauptmann, einen Haufen Freiwilliger, zog, fünf hundert Mann stark, über den Gotthard, und bemächtigte sich in unversehenem Ueberfalle des Hauptortes Domo im Ossolathale. Da erhob sich Mailand mit seiner ganzen Macht, und belagerte die fünf hundert daselbst. Mit Spott und Hohn wies die kühne Schar jede Aufforderung zur Uebergabe ab. So bald Schwyz Kunde von der Lage seiner Landsleute erhielt, brach es mit seinem Landbanner auf, und mahnte die Eidsgenossen. Zwei seiner angesehensten Vorsteher, ergrauete Männer, eilten nach Bern, und brachten in Erinnerung, wie Schwyz vor sechs und achtzig Jahren zur Rettung Berns nach Laupen gezogen, und baten mit herzlichen Worten um brüderlichen Beistand in ihrer gegenwärtigen Noth. Da zogen die Berner mit fünf tausend Mann zu Felde. Bald war das Heer der Eidsgenossen bis auf fünfzehn tausend Mann angewachsen. Mailand erschrak. Die Belagerer von Domo d'Ossola flohen. Der Herzog aber suchte durch List die drohende Gefahr abzuwenden, und knüpfte Friedensunterhandlungen an. Sein Kammerherr Zoppo wußte die in solchen Künsten unerfahrenen Eidsgenossen zu überlisten, da sie um die Summe von ein und dreißig tausend zwei hundert und einem Gulden und gegen einige Vortheile im Handel und Zollwesen alle ihre Besitzungen jenseits des Gotthard und selbst das Livinenthal dem Herzoge von Mailand hingaben.

27. Streit um die Toggenburgererbschaft.

(1436—1442.)

Schon über hundert Jahre hatten nun die Eidsgenossen ihre Freiheit gegen jeden auswärtigen Feind siegreich verfochten; aber nun sollten Herrschsucht und Ehrgeiz unter ihnen selbst die Flamme des verderblichsten Bürgerkrieges anfachen. Die Veranlassung gab der Tod des kinderlosen Grafen Friedrich VI. von Toggenburg. Er hatte sich das Bürgerrecht zu Zürich und später das Landrecht von Schwyz erworben. Beide Orte glauben deßwegen gerechte Ansprüche auf sein Erbe zu haben, und schon lange vor seinem Tode herrschten daher zwischen ihnen Mißgunst und Eifersucht. Unglücklicher Weise standen gerade damals zwei Männer an der Spitze dieser Stände, die, wie durch rühmliche Eigenschaften, so auch durch Stolz, Ehrgeiz und durch Unversöhnlichkeit im Hasse sich auszeichneten. Rudolf Stüßi, Bürgermeister zu Zürich, und Ital Reding, Landammann zu Schwyz, vergaßen beide über dem Bestreben, ihr engeres Vaterland zu vergrößern, die Wohlfahrt der gesammten Eidsgenossenschaft. Nach dem Tode des Grafen im Jahre 1436 schloß sich seine Wittwe, die Gräfinn Elisabeth, näher an Zürich an, und verschrieb auf ihren Tod hin der Stadt die Herrschaft Uznach mit Brief und Siegel. Die Schwyzer aber kamen den Zürchern zuvor, legten Volk in die March und nach Uznach, ließen sich schwören, und nahmen Glarus in die Gemeinherrschaft über die neuen Gebiete auf. Schon rückten die beiden streitenden Parteien mit Mannschaft an die Grenzen, und nur mit Mühe gelang es den unbetheiligten Ständen, den Ausbruch des Krieges für ein Mal zu verhindern und einen Waffenstillstand zu erzwecken; allein der Haß blieb, und vermehrte sich noch, als der Herzog von Oestreich seine Rechte auf die Herrschaften Gaster, Windeck und Uznach an Schwyz und Glarus abtrat, und es somit den Zürchern unmöglich machte, ihre Ansprüche, ohne Gewalt gegen die Eidsgenossen durchzusetzen. Die Erbitterung stieg immer höher, als jetzt in einer durch Fehljahre entstandenen Theuerung Zürich den Miteidsgenossen seinen Kornmarkt verschloß. Kaum erhielten die vermittelnden Stände von Zeit zu Zeit eine kurze Erneuerung des Waffenstillstandes; von einem gütlichen Vergleiche wollte Zürich nichts mehr wissen. Im Oktober 1440 begann der Krieg. Die Glarner und Schwyzer bemächtigten sich des Sarganserlandes, das sich an Zürich angeschlossen hatte. Die Eidsgenossen, über Zürich erbittert, daß es das eidsgenössische Recht verweigert hatte, erklärten sich für Schwyz und Glarus. Das hatte Stüßi nicht erwartet. Er erschrak darüber so, daß er mit sechs tausend Mann, mit denen er bei Pfäffikon stand, vor ungefähr halb so vielen Feinden ohne Schwertstreich die Flucht ergriff. Jetzt bemäch-

tigten sich die Eidsgenossen des ganzen Seeufers, und so oft die Zürcher von ihren Schiffen auf sie zu schießen wagten, ging dafür ein Haus in Flammen auf. Die entmuthigte Stadt mußte nun Friedensvorschlägen Gehör geben, und nicht nur auf das toggenburgische Erbe Verzicht leisten, sondern über dieß von ihrem eigenen Gebiete oben am See, Pfäffikon, Wollrau, Hurden und andere Orte an Schwyz abtreten.

27. Alle Eidsgenossen gegen Zürich. Gefecht bei Freienbach. Zug nach Baar. Sturm am Hirzel. (1442—1443.)

Das erbitterte Zürich dachte nur auf Rache, und ließ sich daher mit Kaiser Friedrich III. von Oestreich, dem Enkel des bei Sempach gefallenen Leopolds, in ein Bündniß ein. Eidsgenössische Boten kamen und wandten Bitten und Drohungen an, um die Zürcher zur Aufhebung dieses Bundes zu bewegen; aber alle ihre Bemühungen waren vergeblich. Die Bürgerschaft schwor dem östreichischen Hauptmanne Thüring von Hallweil den Eid, und nahm östreichische Besatzung in die Stadt. Diesem Beispiele folgte auch Rapperschweil. Jetzt zog man von beiden Seiten abermals zu Felde. Gegen sieben hundert Mann stark, landeten die Zürcher, Oestreicher und Rapperschweiler bei Freienbach. Nach einem hartnäckigen Kampfe und zum dritten Male von den Schwyzern angegriffen, mußten sie nach beträchtlichem Verluste ihr Heil in der Flucht suchen. Zwei Tage nachher, den 24. Mai 1443, zogen Stüßi, der Markgraf von Baden und Hallweil mit etwa sechs tausend Mann über den Albis, das ungerüstete Zug zu überfallen. Zwei tausend Mann schickten sie als Verstärkung in die Schanze am Hirzel, und mit den übrigen überfielen sie das zugerische Dorf Blickenstorf und verbrannten es. Früh am folgenden Morgen aber rückten ihnen von Baar her die Banner von Luzern, Uri und Unterwalden entgegen. Erschrocken zogen sie sich zurück, und der Feind setzte ihnen bis zum Dorfe Kappel nach. Stüßi ließ nun jene zwei tausend Mann aus der Schanze am Hirzel sich seinem Heere wieder anschließen, so daß die Besatzung daselbst nur noch auf vierzehn hundert Mann sich belief. Die Eidsgenossen aber, da sie hörten, wie vortheilhaft und drohend der Feind auf dem Hirzel verschanzt liege, beschlossen, an demselben Tage noch vor die Schanze zu ziehen, und auch die Schwyzer bei Freienbach und die Glarner dorthin zu mahnen. Schmähungen, welche die Zürcher den Eidsgenossen zuriefen, brachten diese so auf, daß sie gegen den Willen der Hauptleute, am späten Abend noch, ohne die Ankunft der Schwyzer und Glarner abzuwarten, die Schanze angriffen. Sie litten aber schweren Verlust, und viele bereuten es, so

voreilig in diesen mißlichen Kampf sich eingelassen zu haben. Als der Rückzug der Eidsgenossen unvermeidlich schien, da versuchten die Entlibucher noch einen wüthenden Angriff. Ihrer dreißig fielen; aber über ihre Leichname drangen die andern in die Schanze hinein. Die Zürcher flohen. Ueber drei hundert sammt ihren Hauptleuten fanden den Tod. Doch auch die Sieger konnten des Sieges nicht froh werden; sie hatten an Mannschaft und an kriegserfahrenen Hauptleuten und edeln Standeshäuptern großen Verlust erlitten. Stüßi und seine Mithauptleute, die wiederholter Mahnungen ungeachtet es vernachläßigt hatten, die Besatzung der Schanze hinlänglich zu unterstützen, flohen, als sie die Eroberung derselben erfuhren, erschrocken mit ihrem Volke der Stadt zu. Das ganze Zürichgebiet wurde nun von den Eidsgenossen eingenommen. Erst nach einem Monate zogen sie wieder heim, nachdem sie weithin Alles verheert, und viel Grausamkeit und zum Theil empörenden Muthwillen, besonders in Kirchen, verübt hatten.

28. Schlacht bei St. Jakob an der Sihl.

(22. Heumonat 1443.)

Kaum hatten die Eidsgenossen sich entfernt, so fingen die Zürcher und Oestreicher wieder an, die Grenzgegenden durch Streifzüge zu beunruhigen. Da rückten Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Glarus und Luzern abermals gegen sie ins Feld mit fünf tausend Mann. Sie kamen, nachdem sie die zürcherischen Vorposten auf den Anhöhen vertrieben, ungehindert bis nach Albisrieden und Wiedikon. In Zürich griff alles zu den Waffen, und eilte vor die Stadt, dem Feinde entgegen. In der Nähe von St. Jakob stießen beide Heere auf einander und es entbrannte das heftigste Gefecht. Eine Kriegslist gab den Ausschlag. Reding hatte zwei hundert Eidsgenossen rothe östreichische Kreuze auf die Brust heften lassen. Sie schlossen sich seitwärts den Zürchern an, die, durch das Feldzeichen getäuscht, sie für eine Abtheilung der Ihrigen hielten. Die zwei hundert aber erhoben plötzlich ein fürchterliches Geschrei: „Fliehe, Zürich! Fliehe, wer kann!" und eilten nach der Sihlbrücke. Die erschrockenen Zürcher erblickten jetzt auf ihren Rücken die eidsgenössischen weißen Kreuze, und drängten sich unaufhaltsam der Brücke zu, um nicht durch sie von der Stadt abgeschnitten zu werden. Da ermannte sich Stüßi, stellte sich mitten auf die Brücke, schwang rüstig die Streitart, hielt mit mächtigen Streichen den Feind auf, und rief den Fliehenden zu: „Haltet Bürger, haltet!" Ihm antwortete Zurkinden, ein Zürcher: „Bei Gottes Wunden, du bist an allem Jammer Schuld!" und durchstach ihn mit seinem Spieße, daß er fiel. Nach Andern soll ein Luzerner einen Balken der Brücke aufgehoben, und

den Bürgermeister von unten herauf erstochen haben. Nur die Geistesgegenwart einer Frau Ziegler rettete die Stadt, indem sie schnell den Fallgatter des Thores niederließ, nachdem schon mehrere Feinde eingedrungen waren. Draußen aber hauseten die siegreichen Eidsgenossen entsetzlich. Rings um die Stadt her und in den Vorstädten wurde Alles verwüstet und verbrannt. In thierischer Wuth ward der Leichnam Stüßi's verstümmelt, zerrissen und geschändet.

29. Mord bei Greifensee. (29. Mai 1444.)

Nachdem die Eidsgenossen das Zürichgebiet abermals weithin verheert, und Rapperschweil umsonst belagert hatten, wurde ein Waffenstillstand von acht Monaten vermittelt. Inzwischen arbeitete man zu Baden am Frieden. Mit einem nicht unbilligen Vertrage kamen die zürcherischen Gesandten nach Hause, an ihrer Spitze Heinrich von Meis. Allein die östreichisch gesinnten Bürger wußten sie beim Volke so zu verdächtigen, daß ein Aufruhr entstand. Sie wurden in den Wellenberg gefangen gesetzt, zum Tode verurtheilt und enthauptet als Verräther der Vaterstadt. Nach abgelaufenem Waffenstillstande brach der Krieg heftiger aus, als noch nie. Rapperschweil wurde damals, aber vergeblich belagert ein und dreißig Wochen lang. Mit der Hauptmacht aber wandten sich die Eidsgenossen gegen die Burg Greifensee, welche Wildhans von Landenberg mit siebzig bis achtzig tapfern Kriegern sechs und zwanzig Tage lang so muthig vertheidigte, daß der Feind nach schwerem Verluste bereits abziehen wollte. Da kam Mahler von Egg, der später dieser Schandthat wegen zu Zürich enthauptet wurde, ins Lager, und verrieth den Eidsgenossen, wo die Burg zu untergraben wäre. Diese befolgten seinen Rath, und es gelang. Als die Mauer zu sinken anfing, ergab sich Wildhans mit den Seinigen auf Gnade, und glaubte so, sich und der Besatzung das Leben gesichert zu haben; allein am folgenden Tage wurde auf einer Wiese zwischen Nänikon und Greifensee Kriegsgericht über sie gehalten. Der hinterlistige, blutdürstige Ital Reding von Schwyz behauptete, sich auf Gnade ergeben, heiße, sich der Willkür des Siegers überlassen, und forderte den Tod der Gefangenen. Viele widersprachen, und es entstand unter den Eidsgenossen selbst ein heftiger Wortwechsel, und jeder, der zur Menschlichkeit rieth, wurde verdächtiget und Verräther gescholten. Endlich kam es zur Abstimmung, und die Mehrheit entschied mit Reding für die Enthauptung der Gefangenen. Zuerst ging Landenberg muthig und entschlossen in den Tod. Nach ihm fielen Andere, auch viele Zürcher von edelm Geschlechte. Zu verschiedenen Malen hielt der Scharfrichter inne, und blickte auf Reding, um Schonung flehend; aber dieser fuhr ihn an: „Wenn du nicht thun

„willst, was deines Amtes ist, so wird ein anderer sich finden, der „es an dir thut!" Vierzig, fünfzig lagen enthauptet da, die Erde schluckte das Blut nicht mehr, und der Tag neigte sich. Da ließ Reding Fackeln bringen. Erst, nachdem der Sechzigste gefallen war, verließ er den blutigen Schauplatz, und die Wenigen, die noch lebten, waren gerettet.

30. Schlacht bei St. Jakob an der Birs.

(26. August 1444.)

Nach der Belagerung von Greifensee erfolgte ein kurzer Waffenstillstand; allein durch einen Streifzug der Zürcher von Neuem gereizt, brachen die Eidsgenossen abermals auf, schlossen die Stadt mit zwanzig tausend Mann ein, und belagerten sie hart sechzig Tage lang. Wacker hielten sich die Bürger. Ihrer sechzig verbanden sich, dem Feinde den möglichsten Abbruch zu thun. Böcke, Vorfechter der Heerde nannten sie sich, und durch kühne Ausfälle und Streifzüge verursachten sie dem Feinde manchen empfindlichen Verlust. Gleichwohl litt Zürich immer größere Noth. Der Kaiser, in andere Streitigkeiten verwickelt, konnte nicht helfen. Er wandte sich daher an den König von Frankreich, und bat ihn um Hülfe gegen die Eidsgenossen. Dieser hatte vom Kriege gegen die Engländer her das Land voll zügellosen Kriegsvolkes unter Anführung des Grafen von Armagnak. Diese Armagnaken schickte er gern, wohl fünfzig tausend Mann stark, unter Anführung Ludwigs, des Dauphin (Kronprinzen), gegen die Eidsgenossen. Sie näherten sich Basel. Die Eidsgenossen sendeten ihnen sechszehn hundert Mann entgegen, mit dem Auftrage, den Feind nur auszukundschaften, und sich in kein Gefecht einzulassen, und nicht über die Birs zu gehen. Allein als diese bei Pratteln die Vorposten des Feindes erblickten, konnte sie nichts abhalten, anzugreifen. Sie siegten, drangen weiter vor, griffen die mehr als zehn Mal stärkern Armagnaken in ihren Verschanzungen bei Muttenz an, und jagten sie über die Birs, wo erst das Hauptheer des Feindes stand. Siegestrunken wollten die wenigen Eidsgenossen hinüber. Vergeblich erinnerten die Hauptleute an den erhaltenen Befehl, die Birs nicht zu überschreiten. Vor der Mündung des feindlichen Geschützes und im Angesichte der unzähligen Scharen am andern Ufer stürzten sich die Haufen der Eidsgenossen ordnungslos in den Fluß. Da feuerten die Feinde unter sie, und die ganze Macht der Armagnaken brach in ihre Reihen. Sie wurden getrennt. Ihrer fünfhundert sahen sich auf eine vom Wasser umflossene Aue gedrängt, und wurden hier von dem feindlichen Geschütze aufgerieben, oder von der Reiterei niedergeritten. Die andern schlugen sich mitten durch den Feind, und warfen sich hinter

die Mauern des Siechenhauses und der Kapelle von St. Jakob. Hier wiesen sie drei Mal den Sturm der Feinde ab, und thaten zwei Mal wüthende Ausfälle, und brachten Tod und Schrecken in die Reihen der Feinde. Aber ihrer waren zu wenige, und Ludwig konnte jeden Verlust schnell mit frischen Truppen ersetzen. Endlich zündeten deutsche Ritter von hinten die Kapelle an. Viele Eidsgenossen fanden den Tod in den Flammen; die andern alle erlagen endlich der Uebermacht, nachdem der blutige Kampf zehn Stunden gedauert hatte; aber keiner starb ungerächt. Nur sechszehn Schweizer waren beim Uebergange über die Birs geflohen. Schande und Verachtung trafen sie, als sie nach Hause kamen, und kaum entgingen sie als Ausreißer der Hinrichtung. Neben den Eidsgenossen bedeckten eilf hundert Pferde und acht tausend Feinde die Wahlstatt. Als Ritter Burkhard Mönch von Landskron nach beendigtem Kampfe mit andern Herren über das Schlachtfeld ritt, und beim Anblicke der erschlagenen Eidsgenossen ausrief: „Hier baden wir in Rosen!" hörte das ein schwer verwundeter Schweizer, raffte sich auf, und schleuderte mit den Worten: „Da friß der Rosen auch eine!" dem Ritter einen Stein an die Stirne, daß er vom Pferde sank und nach drei Tagen starb. Ludwig aber, der Dauphin, fühlte, nachdem er eine so kleine Schar der Eidsgenossen nur mit so ungeheurem Verluste hatte vernichten können, keine Lust, den Krieg fortzusetzen. Er verließ die Schweiz, und schloß bald nachher einen ehrenvollen Frieden mit den Eidsgenossen. Diese hatten im ersten Schrecken über die Niederlage der Ihrigen bei St. Jakob die Belagerung von Zürich aufgehoben. Zwar dauerte der Krieg noch einige Jahre fort, aber ohne daß viel Erhebliches geschehen wäre, bis dann im Jahre 1446 den 5. März Hans von Rechberg mit sechs tausend Mann von eilf hundert Eidsgenossen bei Ragaz völlig geschlagen wurde. Jetzt war endlich jedermann des Krieges müde. Die Hauptanstifter desselben, Stüßi und Reding, waren todt, und so gelang es besonders den Bemühungen des Schultheißen Heinrich von Bubenberg von Bern, den Frieden zu Stande zu bringen unter der Bedingung, daß Zürich den östreichischen Bund aufgebe, und dagegen sein Gebiet wieder erhalte, mit Ausnahme des früher an Schwyz verlorenen Landstriches am obern See. Das Toggenburg kam an den Freiherren von Raron, der es später dem Abte von St. Gallen verkaufte.

31. Landammann Frieß von Uri und die Böcke.

Ueberall war nun der Friede wieder hergestellt, nur die Böcke, Zürichs Vorfechter, blieben davon ausgeschlossen. Sie hatten nämlich dem Feinde mehr Schaden zugefügt, als die ganze übrige Macht der Zürcher. Die Eidsgenossen waren daher so erbittert, daß sie

dieselben nicht in den Frieden aufnehmen wollten, sondern ihre Verbannung aus der Eidsgenossenschaft verlangten. Als die Böcke dieß vernahmen, traten sie vor den Rath und baten, man solle doch ihretwegen dem Lande den ersehnten Frieden nicht vorenthalten; sie wollten sich schon selbst helfen. Hierauf verließen sie die Stadt, kauften das Schloß Hohenkrähen in Schwaben und hielten sich still. Vergeblich verwendeten sich ihre Freunde für sie auf den Tagsatzungen. Der Haß ihrer Feinde war unversöhnlich, so daß einst Landammann Frieß von Uri sich äußerte, man könnte es ihnen nicht verargen, wenn sie sich neue Feindseligkeiten erlauben und etwa einen angesehenen Eidsgenossen gefangen nehmen würden. Das vernahmen die Böcke und ließen es sich nicht zwei Mal sagen. Einst fuhr der Landammann in einem Marktschiffe mit andern Marktleuten nach Zürich. Da kamen zwei Nachen mit Bewaffneten und hielten das Schiff an. „Es ist ein Mann im Schiffe," riefen die Krieger, „den müssen wir haben, oder wir bringen alle um!" Der Landammann merkte sogleich, wen er vor sich habe, und um wen es zu thun sei. Er trat hervor und sprach zu den Böcken: „O, ihr Gesellen, euch ist gut rathen; aber ich meinte nicht, daß mein Rath mich selbst treffen sollte!" Sie führten ihn nach Hohenkrähen, und hielten ihn sehr gut. Er schrieb nach Uri und nach andern Orten, daß man ihn befreien sollte. Jetzt mußten die Eidsgenossen den Frieden von den Böcken mit drei hundert Gulden erkaufen. Der Landammann aber erzählte nachher, daß ihm sein Leben lang nie eine größere Ehre und Freundschaft erzeigt worden sei, als in dieser Gefangenschaft. Die Zürcher waren ihm so lieb geworden, daß er später mit Weib und Kind nach Zürich zog, und daselbst blieb bis an sein Ende.

32. Anfang des burgundischen Krieges.

(1474.)

Nach Beendigung des unseligen einheimischen Krieges waren die Eidsgenossen darauf bedacht, ihre Macht zu befestigen und zu vergrößern. Das nach der Schlacht bei Arbedo verlorene Livinen-Thal nahmen die Urner nach dem Tode des Herzogs von Mailand wieder ein, ohne Widerstand zu finden, und die beiden folgenden Herzoge ließen sie ruhig im Besitze desselben. Die Städte Schaffhausen, Rapperschweil und Mühlhausen entzogen sich mit Hülfe der Eidsgenossen der östreichischen Herrschaft, und traten mit einzelnen oder mehreren Orten in den Bund. Das Thurgau aber wurde auf die Aufforderung des Papstes hin, der mit dem Erzherzoge Sigmund, dem es gehörte, in Streit verwickelt war, und ihn in den Bann gethan hatte, von den Eidsgenossen erobert. Als der Erzherzog Alles

in Helvetien verloren sah, verpfändete er auch noch seine letzte Besitzung daselbst, die Stadt Winterhur, an Zürich.

Bald aber wurden nun die Eidsgenossen in neue blutige Kriege verwickelt mit Karl dem Kühnen, dem kriegerischen Herzoge von Burgund. Dieser herrschsüchtige Fürst, dessen Gebiet sich von den Grenzen der Schweiz jenseits des Jura und zwischen Frankreich und dem Rheine bis an die Nordsee erstreckte,* hatte den Herzog Renat von Lothringen aus seinem Besitzthume vertrieben, und mit seinen siegreichen Waffen selbst den französischen König Ludwig XI. vor Paris in Schrecken gesetzt, und dem Erzherzöge Sigmund von Oestreich wollte er östreichische Länder, welche ihm verpfändet worden waren, gegen Erlegung der Pfandsumme nicht wieder herausgeben, sondern ließ sie durch seinen Landvogt Peter von Hagenbach tyrannisch beherrschen. Diese von Karl beleidigten und geschädigten Fürsten fühlten sich sammt dem deutschen Kaiser zu schwach, der burgundischen Macht zu widerstehen, und bewarben sich daher eifrig um die Freundschaft der Eidsgenossen. Selbst der Erzherzog Sigmund und der Kaiser Friedrich von Oestreich schlossen mit der Eidsgenossenschaft einen Bund den 3. Aprill 1474. Dieß erbitterte den Landvogt Hagenbach noch mehr gegen die Schweizer, denen er vorher schon äußerst abgeneigt gewesen war, und er schmähete und schädigte sie bei jeder Gelegenheit. Daher ließen sie ihn, als er bei einem Volksauflaufe in Breisach in Gefangenschaft gerathen war, mit dem Schwerte hinrichten. Als Karl seinen Tod vernahm, schwor er, eher das Leben, als die Rache zu lassen; allein er war eben in einen andern Krieg verwickelt, und bevor er diesen beseitigen konnte, rückten die Eidsgenossen mit ihren Verbündeten, zehn tausend Mann stark, unter Anführung des Felix Keller von Zürich und des Schultheißen Niklaus von Scharnachthal von Bern, in Burgund ein, schlugen ein burgundisches Heer von zwanzig tausend Mann unter dem Grafen von Romont, und eroberten das Städtchen Hericourt den 13. Wintermonat 1474. Der harten Winterkälte weichend, zogen sie dann mit reicher Beute heim. Schon im Jänner des folgenden Jahres aber brachen sie von Neuem auf, fielen in Burgund ein, eroberten die Waat, und brandschatzten Genf und Lausanne. Vier solcher Streifzüge unternahmen die Eidsgenossen im Jahr 1475; doch nur die Walliser eigneten sich bei dieser Gelegenheit einen bleibenden Vortheil zu, indem sie das Unter-Wallis in Besitz nahmen. Als nun aber die Schweizer in vollem Streite mit Burgund waren, wurden sie unerwartet von dem deutschen Kaiser und dem Könige von Frankreich treulos verlassen, indem diese Fürsten mit Karl dem Kühnen Frieden schlossen. Jetzt fiel der Herzog von Burgund mit all seiner Kriegsmacht über die Eidsgenossen her.

33. Schlacht bei Granson.
(3. März 1476.)

Mit einem Heere von sechzig tausend Mann kam Herzog Karl der Kühne von Burgund über das Jura-Gebirge. Schon war Iferten mit Hülfe verrätherischer Bürger dieser Stadt von seinen Truppen eingenommen. Nur eine kleine tapfere Berner-Schar hielt sich noch im festen Schlosse. Als die burgundische Hauptmacht sich näherte, verbrannte die Besatzung das Städtchen und Schloß, und wandte sich nach Granson. Dahin zog auch der Herzog mit seinem ganzen Heere. Die schwache, achthundert Mann starke Besatzung widerstand, ungeachtet ihr tapferer Anführer, Brandolf von Stein, durch Verrätherei in Gefangenschaft gerathen war, und obschon Karl mehrere Male mit großem Verluste stürmen ließ, doch zehn Tage lang muthig und unerschrocken. Da rüstete sich der Herzog zum letzten Sturme, und ließ den Belagerten sagen, entweder sollen sie sich ergeben auf Gnade, oder der Galgen werde ihr Lohn sein. Sie trauten nicht, da sie wohl wußten, wie er der Besatzung zu Brie an der Orne, die sich unter der Bedingung freien Abzuges ergeben hatte, sein Wort gebrochen, indem er sie aufhängen ließ. Jetzt kam Herr von Ronchant, ein burgundischer Edler, lobte ihre Täpferkeit, behauptete, Freiburg sei zerstört, Bern und Solothurn haben sich ergeben, und ermahnte, die angebotene Gnade anzunehmen, für die er sich mit seiner Ehre verbürge. Die Schweizer ergaben sich. Der Herzog aber ließ sie binden, und an Bäume aufhängen, und andere an langen Seilen durchs Wasser schleppen, bis sie todt waren.

An demselben Tage standen die Eidsgenossen, zwanzig tausend Mann stark, in Neuenburg. Karl vernahm es, und zog ihnen entgegen. Am frühen Morgen den 3. März 1476 brachen die Eidsgenossen gegen den Feind auf. Etwa neun tausend Mann von Schwyz, Bern, Solothurn, Freiburg und Biel bildeten den Vortrab. Bei dem von Burgundern besetzten Schlosse Vaurmarcus stießen sie auf feindliche Vorposten und warfen sie. Plötzlich aber standen sie vor der ganzen burgundischen Macht. Nachdem sie dem Gewalthaufen eine Mahnung zur Eile gesendet, knieten sie nieder zum Gebete. Da meinten die Burgunder, sie flehen um Gnade, und erhoben ein lautes Hohngelächter. Die feindliche Reiterei sprengte heran, sie niederzuhauen; allein sie wurde so kräftig empfangen, daß sie in Unordnung wich. Jetzt führte der Herzog selbst seine Kerntruppen gegen sie, und es entstand ein blutiger Kampf. Die kleine Schar der Eidsgenossen litt große Noth; doch vermochte es die Uebermacht des Feindes nicht, ihre Reihen zu durchbrechen. Schon Stunden lang hatte der Kampf gedauert, da zeigte sich auf den nahen Anhöhen im Glanze der Nachmittagssonne die Hauptmacht der Eidsge-

nossen. Es ertönten das Unterwaldner-Landhorn, und die Harschhörner von Luzern, und fürchterlich brüllte der Stier von Uri. „Was ist das für ein Volk?" fragte erschrocken der Herzog den Herrn von Stein, den er gefangen mit sich führte. „Das sind nun „erst," erwiederte dieser, „die wahren alten Eidsgenossen, vor denen „Oestreich floh. Dort sind die Männer vom hohen Gebirge; dort „die Bürgermeister von Zürich und Schaffhausen; dort Tschudi mit „seinem Volke!" Da rief der Herzog mit Entsetzen: „Was wird „aus uns werden, haben uns doch schon diese Wenigen ermüdet!" Schrecken ergriff auch seine Scharen, und als der Gewalthaufe der Eidsgenossen angriff, wankten und wichen sie bald. Der Herzog gab sich umsonst alle Mühe, sie zum Stehen zu bringen; er wurde selbst von der fliehenden Menge fortgerissen, und rettete sich mit wenigen Begleitern über den Jura. Tausend Burgunder waren gefallen. Die Reiterei hatte größern Verlust verhütet. Das reiche Lager mit dem Schmucke und den Schätzen des Herzogs, wohl eine Million Gulden an Werth, fiel in die Hände der Sieger. Die burgundische Besatzung in Granson ergab sich, und wurde ohne Barmherzigkeit aufgehängt. Am späten Abend noch ertheilte Niklaus von Scharnachthal den Helden des Tages die Ritterwürde. Unter ihnen war auch Hans Waldmann von Zürch.

34. Schlacht bei Murten.

(22. Brachmonat 1476.)

Herzog Karl fiel indessen unerwartet bald wieder mit einem neuen Heere von sechzig tausend Mann und mit hundert fünfzig Stücken Geschütz in die Schweiz ein. Bei Lausanne hatte er seine Scharen gesammelt, und schon im Monat Mai zog er vor Murten, das Hadrian von Bubenberg mit zwei tausend Mann vertheidigte. Zehn Tage lang hatte er sich gegen die sechzig tausend Burgunder gehalten, und mehrere Stürme abgeschlagen; da schrieb er nach Bern: „So lange in uns eine Ader lebt, gibt Keiner nach!" Inzwischen vereinigten sich von allen Seiten her die Eidsgenossen sammt ihren Verbündeten von Biel, aus dem Elsaß, von Basel, St. Gallen und Schaffhausen. In großer Eile kamen zuletzt bei schlimmer Witterung und schlechten Wegen die Zürcher, Thurgauer, Aargauer und Sarganser, fünf tausend Mann stark. Hans Waldmann, der Hauptmann der Zürcher, ließ seine ermüdeten Scharen am Abend vor dem Schlachttage nur wenige Stunden in Bern ruhen. Nachts um zehn Uhr bei Sturm und Regen zog er, von den Segenswünschen der Frauen, Kinder und Greise begleitet, zum Heere vor Murten. Den 22. Brachmonat mit Tagesanbruch langte er daselbst an. In Strömen ergoß sich der Regen; dennoch beschlossen die Eidsgenossen, durch

den Zuzug dieser neuen Scharen hoch erfreut, die Schlacht zu wagen. Hans von Hallweil führte den Vortrab, Hans Waldmann den Gewalthaufen, Caspar von Hertenstein von Luzern die Nachhut. So rückten sie, vier und dreißig tausend Mann stark, aus dem Murtner-Walde hervor gegen den Feind. Da stürzten die Hunde der Eidsgenossen auf die Hunde der Burgunder, und jagten sie vor sich her. Das hielten die Schweizer für ein gutes Zeichen. Betend warf sich Hallweil mit den Seinigen auf die Kniee, und plötzlich brach die Sonne durchs Gewölk. Rasch erhob sich der Feldhauptmann, schwang hoch sein Schwert, und rief: „Biedere Männer, „Gott zeigt uns klar, daß er uns leuchten wolle! Gedenket euerer „Weiber und Kinder und Geliebten, und rettet sie mit männlicher „That!" Schnell fiel er in den Feind, ihm nach Hans Waldmann mit dem Gewalthaufen. Sie fanden tapfern Widerstand und litten viel vom Geschütze; aber unaufhaltsam drangen sie vorwärts, nahmen das Geschütz und kehrten es um. Die feindliche Vorhut wich. Bevor der Herzog die Flüchtlinge zu seiner Hauptmacht, die er selbst führte, sammeln konnte, griffen ihn alle drei eidsgenössischen Anführer von verschiedenen Seiten an. Seine Garde und die Engländer stritten mit rühmlicher Tapferkeit; aber endlich geriethen auch sie in Unordnung, die noch vergrößert wurde durch den herzhaften Ausfall, den Bubenberg aus der Stadt auf die Reiterei machte. Jetzt gab der Herzog Alles verloren, und floh. Bleich und sprachlos, mit kaum dreißig Mann kam er an den Genfersee. Fünfzehn tausend Feinde bedeckten das Schlachtfeld und eine vielleicht eben so große Anzahl hatte der See verschlungen. Die Murtner warfen das erschlagene Volk in große Gruben, und sammelten später die Gebeine in ein Beinhaus, das als Siegesandenken auf dem Schlachtfelde erbaut wurde. Die Beute war von Ferne nicht, wie die bei Granson, doch immer noch sehr reich. Es wurde dann von den Eidsgenossen das Waatland eingenommen, und Herzog Renat von Lothringen bemächtigte sich mit Hülfe der Schweizer seines Landes und der Hauptstadt Nancy wieder.

35. Schlacht bei Nancy.

(5. Januar 1477.)

Bald sammelte Karl noch den Rest seines Heeres, zog vor Nancy, belagerte die Stadt, und brachte sie in große Noth. Da eilte Herzog Renat nach der Schweiz, und bat um Hülfe. Ein wohl gerüstetes Heer von zwanzig tausend Mann zog unter Waldmanns Anführung nach Lothringen. Der Marsch war der Kälte und des öftern Mangels an Lebensmitteln wegen höchst beschwerlich. Doch kamen sie noch zu rechter Zeit, als die Noth in Nancy aufs höchste

gestiegen war, so daß die Belagerten bereits mit Fleisch von Pferden und Hunden, von Katzen und Mäusen sich vor dem Hungertode schützen mußten. Karls treueste Hauptleute riethen zum Rückzuge; nur Campobasso, ein verrätherischer Italiener, der sich des Fürsten Gunst zu erschmeicheln gewußt hatte, war der entgegengesetzten Meinung. Seinem Rathe folgte Karl. Als er am Morgen des Schlachttages den 5. Januar 1477 das Pferd bestieg, fiel ihm seine Helmzierde, ein goldener Löwe, auf den Sattel. Er seufzte: „Das ist ein Zeichen von Gott!" gab seinem Diener versiegelte Briefe, was nach seinem Tode zu thun sei, und sprengte fort, sein Heer in die Schlacht zu führen. Schon war Campobasso mit acht hundert Mann zum Feinde übergegangen; allein die Eidsgenossen erklärten, neben einem Verräther würden sie nicht streiten, und wiesen ihn fort. Ein dichtes Schneegestöber begünstigte die Schweizer, daß sie das burgundische Heer mit einem Theile ihrer Mannschaft umgehen, und im Rücken desselben eine Anhöhe gewinnen konnten. Als sie droben waren, brach die Sonne mit ungewöhnlicher Pracht und Wärme hervor. Es erschallte von der Höhe das Uri-Horn, und erfüllte die Feinde mit Schrecken. Da fielen die Eidsgenossen in das schon halb entmuthigte Burgunderheer. Karl bot allen seinen Muth und seine Kriegserfahrenheit auf, allein vergeblich. Bald war sein Geschütz genommen, viele burgundische Anführer fielen, und im Rücken des Heeres stieg die Flamme seines Lagers auf, das die Besatzung von Nancy angezündet hatte. Alles ergriff die Flucht. Karl wollte über einen Bach setzen; allein sein Pferd stürzte. Ein Lothringer verwundete ihn. Der Unglückliche bat: „Rette den Herzog von Burgund!" Allein sein Feind, ein fast gehörloser Mann, verstand: „Es lebe der Herzog von Burgund!" und hieb ihm ergrimmt mit der Hellebarde durch den Kopf. Erst am folgenden Tage wurde seine furchtbar entstellte Leiche erkannt, und hierauf zu Nancy feierlich beerdigt. Herzog Renat trat mit seinem Hofe in Trauerkleidern vor den Leichnam hin, faßte des erschlagenen Feindes starre Hand, und sagte bewegt: „Lieber Vetter, ihr habt uns viel Unglück gemacht; eure Seele habe Gott!"

36. Schlacht bei Giornico. (1478.)

Seit der Herzog von Burgund in einer Schlacht gegen die Eidsgenossen seine Reichthümer, in der zweiten sein Heer, und in der dritten sein Leben eingebüßt hatte, war das Schweizervolk voll kriegerischen Trotzes, und griff um jeder Kleinigkeit willen zu den Waffen. So erhob Uri gegen Mailand einen Krieg, in welchen alle Eidsgenossen verwickelt wurden, wegen eines Kastanienwaldes, welchen die Bewohner des Livinenthales als Eigenthum ansprachen, und in

welchem mailändische Unterthanen Holz gefällt hatten. Eine Schar junger Urner eilte sogleich über den Gotthard, um Rache zu nehmen, und Uri brach zu ihrem Schutze mit seinem Banner auf, und mahnete die Eidsgenossen, welche, obwohl ungern, doch aus Gefälligkeit gegen diesen um das Vaterland hochverdienten Stand ebenfalls ins Feld rückten. Die mit Recht entrüstete mailändische Regierung stellte achtzehn tausend Mann an die Grenzen. Umsonst bestürmten zehn tausend Eidsgenossen die feste Stadt Bellenz. Nach vergeblichen Anstrengungen beschloß der Kriegsrath, der ungewöhnlichen Winterkälte wegen heim zu ziehen. Sechs hundert Urner, Luzerner, Schwyzer und Zürcher aber blieben als Besatzung im festen Dorfe Giornico. Den 28. Christmonat 1478 zogen nun fünfzehn tausend Mann gegen diese Besatzung. Die Schweizer aber hatten das Wasser des Tessin auf die Landstraße und die Wiesen geleitet, so daß weithin Alles mit Eis bedeckt war. Als nun die Feinde mühsam über das Eisfeld daher kamen, griffen die mit Fußeisen versehenen Eidsgenossen sie unter dem Luzernerhauptmann Frischhans Theiling mit solchem Nachdrucke an, daß sie sich eilig über eine Stunde weit zurückziehen mußten. Allein von Neuem angegriffen, hielten sie auch hier nicht Stand, sondern flohen in wilder Unordnung, und wurden von dem Häuflein Schweizer bis zur Muesa hinab verfolgt.. Wohl anderthalb tausend Welsche hatten auf dem Schlachtfelde und eine nicht unbedeutende Anzahl im Tessin den Tod gefunden. Ueber diese Kriegsthat erschrak die mailändische Regierung so, daß sie den Frieden suchte, der auch wirklich im Jahre 1479 zu Stande kam, und den Eidsgenossen an Geld und Gebiet nicht unbedeutenden Vortheil brachte.

37. Niklaus von der Flüe. (1481.)

Bald nach dem burgundischen Kriege entstand in der Schweiz selbst große Zwietracht. Die Städte hatten an Mannschaft und Geld mehr verwendet, als die Länder. Jene behaupteten daher, das Eroberte und Erbeutete müsse nach Maßgabe der verwendeten Kräfte, diese hingegen, es müsse unter alle Orte gleichmäßig vertheilt werden. Auch begehrten die Städte und besonders Bern, daß Freiburg und Solothurn, die schon oft und so wacker für die Eidsgenossen gestritten hatten, in den Bund aufgenommen werden; die Länder aber wollten davon nichts hören, weil sie besorgten, die mächtigen Städte möchten das Uebergewicht erhalten. Auf einer Tagsatzung zu Stanz im Jahre 1481 stieg die gegenseitige Erbitterung zu einem solchen Grade, daß man besorgte, man werde zum Schwerte greifen müssen, und die Eidsgenossenschaft gehe ihrer Auflösung entgegen. Schon waren die erhitzten Tagherrn im Begriffe, ohne Abschied und

in der heftigsten Aufregung sich zu trennen. Das vernahm mit Schrecken Heinrich Imgrund, Pfarrer zu Stanz. Sogleich eilte er in die Wildniß am Ranfttobel in Obwalden. Hier hatte sein Freund Niklaus von der Flüe, ein hochbetagter, frommer, allgemein geachteter Mann, schon manches Jahr in Gebet und Betrachtung göttlicher Dinge ein Gott geweihtes Leben geführt. Ihm erzählte Imgrund, was für ein Unglück das Vaterland bedrohe. „Eile zurück," gab ihm der fromme Einsiedler zur Antwort, „und sage den Tag„herren, sie sollen warten, der Bruder Klaus komme, und habe „ihnen auch noch etwas vorzubringen." Wenige Stunden später kam er dann selbst nach Stanz. Als er, ein langer, hagerer Mann, in einfachem braungrauem Rocke, mit unbedecktem Haupte und barfuß in die Versammlung der Tagherren trat, und sie mit ernstem Blicke und männlicher Stimme begrüßte, da erhoben sich alle voll Ehrfurcht und neigten sich vor ihm. Er aber sprach: „Liebe Herren, „treue Eidsgenossen, von meinem beßten Freunde gerufen, komme „ich zu euch aus meiner Einsamkeit, um mit euch zu reden vom „Vaterlande. Kunst und Wissenschaft habe ich nicht; ich bin ein „ungelehrter Mann. Was ich habe, das gebe ich euch. Von dem „Gott, der euere Väter in Landesnöthen gerettet, und Sieg euch „gegeben hat an Tagen der Schlacht, von dem habe, von dem gebe „ich's euch." Nun schilderte er ergreifend die Gefahr des Vaterlandes, warnte vor Neid und Zweitracht, ermahnte zum Frieden, und machte Vorschläge zur Güte. Gott segnete seine Worte. In Zeit einer Stunde war aller Streit beseitigt, und an demselben Tage noch, den 22. Christmonat 1481, wurden Freiburg und Solothurn in den Bund aufgenommen. Vom Danke aller Redlichen begleitet ging Niklaus in seine Wildniß zurück. Durchs ganze Land ertönte Freudengeläute, wie nach der Schlacht bei Murten.

38. Hans Waldmann. (1489.)

Hans Waldmann war der Sohn armer Eltern von Blickenstorf, einem Dorfe im Kanton Zug. Als Gerberlehrjung kam er nach Zürich. Später zeichnete er sich durch Schönheit und Stärke, so wie durch geistige Ueberlegenheit und Tapferkeit im Felde aus. Er kaufte das Bürgerrecht in Zürich um vier Gulden, und erwarb sich dann einiges Vermögen durch Heirat und durch Handel. Die Kriegserfahrenheit, durch die er in dem burgundischen Kriege sich auszeichnete, verschaffte ihm nicht nur zu Zürich, sondern in der ganzen Eidsgenossenschaft, und selbst bei auswärtigen Herren und Fürsten großes Ansehen. Die letztern suchten seine Gunst, und überhäuften ihn mit Ehrenstellen und Pensionen, so daß er bald für den reichsten Eidsgenossen galt. Im Jahre 1483 wußte es Waldmann durchzu-

setzen, daß Heinrich Göldlin, bisheriger Bürgermeister, in der Bürgermeisterwahl durchfiel, und er selbst an diese Ehrenstelle gelangte. Dadurch zog er sich den unversöhnlichsten Haß dieser und mancher andern reichen und angesehenen Familie zu. Waldmann brachte nun unstreitig viele Verbesserungen in Kirche und Staat zu Stande; aber er ließ sich auch im Gefühle seiner Ueberlegenheit manche Bedrückung und Gewaltthat zu Schulden kommen, und befleckte nicht selten durch lockere Sitten seinen Lebenswandel. Zwei Male war er in seiner frühern Jugend loser Streiche wegen vom zürcherischen Rathe im Wellenberg gethürmt worden. Seine leidenschaftliche Gewaltthätigkeit erfuhr am bittersten Frischhans Theiling von Luzern, der Held von Giornico. Derselbe hatte sich oft mit Bitterkeit über die schlechte Leitung jenes Feldzuges ausgesprochen, und besonders den Waldmann der Parteilichkeit für Mailand beschuldigt. Einst kam er in Handelsgeschäften nach Zürich. Da ließ ihn der Bürgermeister verhaften, und aller Fürbitte einer außerordentlichen Gesandtschaft von Luzern ungeachtet — mit dem Schwerte hinrichten. Die Zürcher-Landleute beklagten sich über die Härte vieler neuen Gesetze und Verordnungen und über drückende Abgaben. Waldmann, durch schlimme Rathgeber, die seinen Untergang wollten, verleitet, reizte die Gemüther immer mehr durch gewaltthätige Maßregeln. So ließ er den Landleuten, weil einige einen Hirsch erlegt hatten, die großen Bauernhunde todt schlagen. Die Erbitterung stieg, und Waldmanns Feinde wiegelten heimlich das Volk auf. Da erhoben sich die Seebewohner, und zogen bewaffnet vor die Stadt. Eidsgenössische Gesandte kamen nach Zürich, und vereint mit diesen gelang es der Regierung noch ein Mal den Aufruhr zu beschwichtigen. Zürich versprach, die verhaßten Verordnungen aufzuheben, und des Volkes Rechte und Freiheiten zu bestätigen. Dagegen sollte dieses der Obrigkeit Gehorsam schwören in allen Dingen. Diesen Spruch aber ließ Waldmann nachher abändern, als hätten die Bauern nur vemreinte Klagen vorgebracht, und demüthig und um Gottes willen um Gnade gefleht. So bald diese Verfälschung kund wurde, erhob sich das Volk von Neuem. Waldmann, der sorglos nach Baden gegangen war, eilte heim; aber auch in der Stadt war sein Ansehen so gesunken, daß er sich nicht mehr für sicher hielt, und daher immer in voller Rüstung ging, und auf dem Rathhause schlief, von zahlreichen Wachen umgeben. Die eidsgenössischen Boten kamen, und während der Bürgermeister mit ihnen im Wirthshause zum Schwert aß, entstand plötzlich ein wilder Tumult auf der untern Brücke. Waldmann eilte ans Fenster, und mußte sehen, wie sein vertrauter Diener Stadtknecht Schneevogel von vier Männern erstochen wurde. Die Mörder flüchteten sich in die Fraumünsterkirche;

allein an demselben Tage gingen sie wieder frei herum. Am folgenden Morgen ließ Waldmann die Zünfte versammeln, um sie zu beruhigen. Kaum aber hatte er einige nicht ohne guten Erfolg besucht, so ertönte die Rathsglocke, ohne daß jemand sagen konnte, oder wollte, wer den Befehl dazu gegeben. Der Bürgermeister mußte auf das Rathhaus, und voll Unruhe gingen die Zünfte aus einander. Eine große Menge Bürger versammelte sich nach und nach auf der untern Brücke und vor dem Rathhause. Waldmanns Feinde thaten alles Mögliche die Spannung und Angst auf den höchsten Grad zu steigern. Da gab Lazarus Göldlin, Vetter des Alt-Bürgermeisters, der aufgeregten Menge den Rath, die Regierung zum Frieden mit den Landleuten aufzufordern. Er und einige andere Bürger wurden mit diesem Begehren an den Rath abgesendet. Ruhig hörte dieser Göldlins leidenschaftlichen Vortrag an. Ohne aber die Antwort des Rathes abzuwarten, entfernte sich die Gesandtschaft wieder, und Göldlin empfing unten im Rathhause von seinem Knechte Rüstung und Mordart, waffnete sich, rannte unter das Volk und rief: „Daß Gott sich der armen Stadt erbarme!“ Jetzt wurde der Aufruhr allgemein. Alles drängte sich dem Rathhause zu mit dem wilden Geschrei: „Herunter mit den Verräthern!“ Man drohte, die Rathhausthüren aufzusprengen. Da öffnete Schultheiß Seiler von Luzern ein Fenster, und rief: „Wen wollt ihr denn?“ „Den Waldmann!“ hieß es. Hingerissen fragte er: „Wen mehr?“ Nun wurden die Namen fast aller Rathsglieder genannt; wer je einen Feind unter ihnen hatte, den forderte er, während andere mit einem Schwure riefen: „Den nicht, nein, den nicht!“ Endlich traten die eidsgenössischen Gesandten wieder in die Rathsstube, und Seiler wendete sich an Waldmann mit den Worten: „Herr, euch wollen sie zuerst!“ Da erhob sich der Bürgermeister, löste sein Schwert, übergab es den Gesandten, und schritt dann unter dem Toben und Schimpfen der Volksmenge zwischen Landammann Reding und Schultheiß Seiler unerschrocken hinaus. Gefangen folgten seine Freunde. Man brachte sie in den Wellenberg. In der Wasserkirche versammelte sich die Gemeinde, und entsetzte den ganzen Rath. Lazarus Göldlin aber wurde zum Stadthauptmann mit außerordentlicher Gewalt gewählt, und ein Rath von sechzig Mitgliedern ihm beigeordnet. Diese neue Regierung aber bestand zum Theil aus fremden Abenteurern, und überhaupt aus so rohen Menschen, daß man dieselbe ihrer Dummheit und Unbändigkeit wegen bald den hörnenen Rath nannte. Aus dem Vermögen Waldmanns bewirthete man acht tausend Landleute vor der Stadt mit Brot und Wein, und als sie damit nicht mehr zufrieden waren, mit Fleisch und Braten und endlich sogar mit Semmeln, Zuckerzeug und anderm Naschwerk.

Die Häuser der Gefangenen in der Stadt wurden geplündert, und dasselbe that auch das Landvolk mit Waldmanns Schloß Dübelstein. Der unglückliche Bürgermeister aber wurde vierzig Stunden lang, oft an der Folter, verhört, aber umsonst. Man wollte ihm ein Geständniß abnöthigen, das die Richter berechtigen könnte, ihn als Hochverräther zum Tode zu verurtheilen. Er aber betheuerte fest und unerschütterlich seine Unschuld. Den 6. April 1489 hielt man Blutgericht über ihn. Da erschienen plötzlich schnaubende Männer, von Schweiß triefend, und meldeten, ein östreichisches Heer ziehe heran, und habe bereits den Rhein überschritten, und Eglisau stehe im Brand. Jetzt wurde Waldmann zu schneller Enthauptung verurtheilt. Von zwei hundert Bewaffneten umgeben, führte man ihn zu Schiffe in eine Wiese vor die Stadt. Mit männlicher Fassung ging er in den Tod. Auf der Richtstätte bat er mit lauter Stimme alle Menschen um Vergebung und um Fürbitte bei Gott. Laut weinte das Volk. Noch einen Blick auf die Vaterstadt werfend und für ihr Heil betend, ließ er sich anstandsvoll zur Enthauptung nieder. Als sein Haupt gefallen war, wurde Stillschweigen geboten, und der Reichsvogt verkündigte, man habe sichere Nachricht, daß keine Oestreicher über den Rhein gekommen, und überhaupt von ihnen nichts zu fürchten sei. Man weiß, daß jene Männer, welche durch ihre Botschaft Waldmanns Todesurtheil beschleunigten, ihre Hemden vor der Stadt im Brunnen beim Stampfenbach netzten, um sich den Schein zu geben, als seien sie in größter Eile aus weiter Ferne gekommen. Diese Schandthat blieb unbestraft. Mehrere Freunde Waldmanns wurden hierauf ebenfalls gefoltert und hingerichtet, zwei eingemauert, einer in sein Haus gebannt, viele schwer gebüßt. Manche aber, die gestraft worden waren, viele Entflohene, und auch einer der Eingemauerten kamen später, als die Schreckensregierung ein Ende hatte, wieder zu Ehre und Ansehen, und dienten der Stadt noch viele Jahre in den ersten Aemtern. Nur sieben Wochen nämlich übte der hörnerne Rath seine Gewaltthaten aus. Da war man seiner müde, und eine Bürgerversammlung entließ ihn der Regierung. Die alte Verfassung wurde mit wesentlichen Verbesserungen, welche Waldmann zum Theil schon angerathen hatte, und die ihm zum Todesverbrechen angerechnet worden waren, wieder hergestellt. Dann erwählte man einen neuen Rath, und die Bürgermeisterwahl fiel auf Ritter Conrad Schwend und Felix Brennwald, die sich in der unruhvollen Zeit beide durch Muth und Besonnenheit ausgezeichnet hatten. Allein es war nicht so leicht Ruhe und Ordnung wieder herzustellen. Die Seebewohner weigerten den Boten der Eidsgenossen und der Regierung den Huldigungseid. Da rief Landammann Reding von Schwyz zornig aus: „Gehabt

„euch wohl! Wollet ihr euere Pflicht nicht thun, so gehe ich gera„den Wegs nach Hause, und erstatte Bericht von euerer Aufführung, und wenn dann die Stadt Zürich meinen Stand wider euch „mahnet, so seid versichert, daß ich wieder kommen werde, aber mit „einem Gefolge, das euch nicht behagen wird!" Am folgenden Tage huldigten sie ohne Widerrede. Zu Grüningen hieß es, „man wolle „heute nicht schwören, aber morgen vielleicht." Mit kalter Festigkeit fragten die Gesandten, „ob sie in der That nicht schwören wollen." Sie sahen Ernst und huldigten. In der Stadt selbst mußten einige der unruhigsten Aufwiegler, unter ihnen auch einer der Mörder Schneevogels, enthauptet werden, bevor Ruhe und Ordnung wiederkehrten.

39. Zerstörung des Klosters zu Rorschach.

(28. Juli 1489.)

Bald nach den waldmannischen Unruhen entstand in der Eidsgenossenschaft ein Bürgerkrieg, der indessen glücklicher Weise schnell und ohne Blutvergießen beendigt werden konnte. Der Abt zu St. Gallen Ulrich Rösch hatte schon im Jahr 1480 um sein Kloster, das gegen die Stadt offen stand, eine Mauer mit einem Thore bauen wollen; allein die Bürger widersetzten sich, und die Eidsgenossen untersagten dem Abte den Bau. Aus Verdruß, und um der Stadt gänzlich los zu werden, beschloß nun Ulrich, an einem andern Orte ein Kloster zu bauen. Er wählte dazu einen schönen Hügel bei Rorschach. Dieß erregte bei den St. Gallern, Appenzellern und Gotteshausleuten Bekümmerniß und Unwillen, weil sie besorgten, in geistlichen und weltlichen Dingen dann nach dem entlegenen Rorschach gehen, und manchen Vortheil, den sie vom nahen Kloster zogen, einbüßen zu müssen. Darum aber bekümmerte sich der Abt nicht, sondern fing den Bau an. Bereits standen die Wirthschaftsgebäude, und eine Kapelle war geweiht. Da verabredeten Einige auf der Kirchweih zu Urnäschen, den neuen Bau zu zerstören. Den 28. Juli 1489 traten dann mehrere tausend St. Galler, Appenzeller, Rheinthaler und selbst einige Gotteshausleute zusammen, plünderten und verbrannten das neue Kloster. Der Abt rief die Schirmorte Zürich, Luzern, Schwyz und Glarus um Beistand an. Da zogen diese nach mehreren vergeblichen Versuchen einer gütlichen Ausgleichung gegen die Urheber des Klostersturmes, und Uri, Unterwalden und Zug brachen ebenfalls auf. Die Gotteshausleute und Appenzeller unterwarfen sich. St. Gallen wurde belagert, hielt aber standhaft aus, bis die Grafen von Sargans und Metsch den Frieden vermittelten. Die erzürnten Eidsgenossen nahmen Appenzell das Rheinthal, und machten es zu einer gemeinen Herrschaft. Die

St. Galler verloren ihr ganzes Gebiet, das der Abt von den Eidsgenossen an sich kaufte. Die Gotteshausleute sammt den St. Gallern und Appenzellern mußten bedeutende Summen an die Kriegskosten bezahlen. Landammann Schwendiner aber von Appenzell und Bürgermeister Varnbühler von St. Gallen, die Häupter der Verschwörung, wurden mit lebenslänglicher Verbannung bestraft.

40. Anfang des Schwaben-Krieges. Vereinigung der rhätischen Bünde mit den sieben Orten.

(1497.)

In Schwaben war um diese Zeit von den dortigen Reichsstädten und der Ritterschaft der schwäbische Bund errichtet worden zur Unterdrückung aller kleinern Fehden und zur Erhaltung der Ruhe und Ordnung im deutschen Reiche. Der Kaiser selbst, Maximilian I., hatte sich an die Spitze des Bundes gestellt, und auch die Schweizer eingeladen beizutreten; allein diese hatten, weil sie nicht trauten, und ihre Unabhängigkeit dabei einzubüßen besorgten, ihren Beitritt verweigert. Später verlangte der Kaiser vom Reiche und auch von den Schweizern Hülfe und Geld gegen die zunehmende Macht der Türken und Franzosen, so wie Unterwerfung unter das sogenannte Kammergericht, einen Gerichtshof, den er aufgestellt hatte um den Landfrieden zu handhaben; allein auch dieß schlugen die Eidsgenossen ab. Da sagte der Reichskanzler, der Bischof zu Mainz, zu den schweizerischen Gesandten: „Schicket euch in die Sachen, denn der Weg ist gefunden, euch einen Herren zu geben, und das werde ich mit der Feder in der Hand zu Stande bringen.“ Ihm erwiederte ein Eidsgenosse: „Was ihr drohet, Herr, das ist vormahls andern mißlungen, die es mit Hellebarden versuchten, welche mehr zu fürchten sind, als Gänsekiele.“ Maximilian selbst ließ die Drohung hören, „man werde die Eidsgenossen zum Gehorsam zwingen, und er einer der Vordersten sein, wenn man ihr Land einnehme.“ Der Bürgermeister Konrad Schwend von Zürich aber gab ihm den Rath: „Ja nicht unter den Vordersten zu sein; denn das Volk sei so unwissend, daß er fürchte, es würde nicht einmal der kaiserlichen Krone schonen.“ Den schwäbischen Bund verdroß diese Keckheit der Eidsgenossen, und es entstanden an den Grenzen vielerlei Neckereien. Die vom Thurgau bedrohte Stadt Konstanz begab sich in den Schutz des schwäbischen Bundes, und durch sie stand nun dem Kaiser der Eingang in die Schweiz offen. Auch mit den Bündtnern lebten die Oestreicher im Unfrieden. Die Bewohner Rhätiens hatten früher ebenfalls unter dem Drucke des Adels schwer gelitten. Burgvögte und Beamtete erlaubten sich daselbst Gewaltthaten und Schändlichkeiten, wie die Vögte in den Waldstätten. Der Schloßvogt des

Grafen Heinrich von Werdenberg auf Bärenburg im Schamserthale zwang einst im Uebermuthe einen Bauern mit den Schweinen und dem Federvieh aus einem Troge zu essen. Der Herr von Fardün in demselben Thale ließ einem Bauern zwei Pferde in die Saat treiben. Darüber ergrimmte dieser so, daß er die Rosse erschlug. Dafür mußte er im Kerker büßen, bis die Seinigen ihn mit schwerem Gelde loskauften. Als er nun froh wieder in seiner Hütte mit seinen Leuten zu Mittag aß, trat der Herr von Fardün ein. Alle begrüßten ihn ehrerbietig. Er aber schaute verächtlich auf sie herab und spuckte ihnen in den Brei. Da entbrannte der Hausvater im Zorn, ergriff den Herren, würgte ihn, und zwang ihn den Brei zu essen mit den Worten: „Nun friß den Brei, den du gewürzt hast!“ Dann eilte er ins Dorf und rief das Volk auf. Der Sturm erging und Fardün und Bärenburg wurden zerstört. Ueberdieß hatte das Volk unter den beständigen Fehden der großen Herren viel zu leiden. Endlich beschlossen die Gemeinden, die angesehensten und ehrbarsten Männer an ihre Herren abzuordnen, und ihnen sagen zu lassen, wie gewaltthätig ihre Vögte verfahren und sie zu bitten, mit ihnen einen Bund zum Schutze gegen alle Gesetzlosigkeit zu schließen. Der Abt zu Disentis, Peter von Pultinga, nahm sich ihrer an. In der Mitte des März 1424 traten bei der Kapelle zu Truns die Herren und die Boten der Gemeinden unter einem Ahornbaum zusammen, und beschworen den ewigen Bund. So enstand der obere oder graue Bund. Im folgenden Jahre wurde der vom Bisthum Chur so genannte Gotteshausbund, wozu schon viel früher einige Herren und Gemeinden den ersten Grund gelegt hatten, beschworen und vom Bischof selbst besiegelt. Einen ähnlichen Bund errichteten im Jahre 1436 die zehen Gerichte, als die Besitzungen des letzten Grafen im Toggenburg, ihres Herren, an seine Verwandten kamen. So entstand der Zehngerichtenbund. Im Jahre 1471 dann vereinigten sich alle drei Bünde zu gegenseitigem Schutze, und endlich traten im Jahre 1497 der Gotteshausbund mit mehreren Orten der Eidsgenossenschaft in ein Schutzbündniß, was die andern und besonders der Zehngerichtenbund noch nicht wagen durfte, weil Oestreich durch Kauf Toggenburgs Rechte über diese Thäler an sich gebracht hatte. Nun hielt der Kaiser seinen Zorn nicht länger zurück. Er zog eine große Heeresmacht im Tyrol zusammen, und die Scharen des schwäbischen Bundes rückten heran, und bedrohten die Schweiz von Bündten bis nach Basel. Auch die Bündtner und Eidsgenossen griffen zu den Waffen.

41. Gefechte an der Luziensteig und bei Trisen. Schlacht im Hard. Erster Zug ins Hegau. (Februar 1499.)

Vier tausend Oestreicher fielen ins Münsterthal ein, und Ludwig von Brandis bemächtigte sich mit tausend Mann der Luziensteig und nahm durch Verrath das Städtchen Maienfeld ein. Die Bündtner erstürmten schon am folgenden Tage Luziensteig wieder, und begehrten Hülfe von den Eidsgenossen, die am Rheine lagen. Der Feind wurde geschlagen und litt bedeutenden Verlust. Das Dorf Trisen ging in Flammen auf, so wie die Schlösser Vaduz und Guttenberg. Maienfeld wurde von den Bündtnern wieder eingenommen, und vier verrätherische Bürger büßten mit dem Leben ihre That. Acht tausend Mann stark zogen nun die Eidsgenossen dem Rheine nach hinab. Das Wallgau unterwarf sich und bat um Gnade. Bei Fussach im Hard traf die eidsgenössische Vorhut, vier hundert Mann stark, den 20. Februar 1499 auf die feindlichen Vorposten und trieb sie zurück. Die nachsetzenden Eidsgenossen bemerkten im dichten Nebel nicht, daß die feindliche Hauptmacht ganz in der Nähe war, und plötzlich standen sie vor dem schwäbischen bei zehn tausend Mann starken Gewaltshaufen. Sie aber erschraken nicht, sondern mahnten die Ihrigen zur Eile, und ließen sich auf die Kniee nieder zum Gebet. Das hielten die Feinde für Flehen um Gnade, antworteten mit höhnischem Gelächter, und brannten das Geschütz los. Es ging zu hoch. Da erhoben sich die Eidsgenossen und warfen sich, vereinigt mit der Hauptmacht, die inzwischen nachgekommen war, mit solcher Gewalt auf den Feind, daß dieser im ersten Angriffe schon das Geschütz verlor, in Unordnung gerieth, und auf alle Seiten floh. Einige tausend Schwaben fanden unter dem Schwerte der Sieger, andere in Sümpfen, viele in überladenen Schiffen den Tod, oder erfroren im Schilfe, wo sie sich verborgen hatten. Die Schweizer hatten nur wenige Leute verloren. Sie verweilten nach ihrer Gewohnheit drei Tage auf dem Schlachtfelde, brandschatzten hierauf die Bewohner des Bregenzer-Waldes, ließen sich von ihnen huldigen, und zogen dann wieder heim. In der Mitte des Februar hatte ein anderes eidsgenössisches Heer von Zürich, Bern, Freiburg, Solothurn und Schaffhausen einen Streif- und Raubzug nach dem Hegau unternommen. Ueber zwanzig Schlösser und Dörfer gingen dort in Feuer auf in Zeit von acht Tagen, ohne daß die Schweizer einigen Widerstand gefunden hätten. Viele Greise, Weiber und Kinder irrten ohne Obdach und Nahrung umher, und wurden ein Opfer der grimmigen Kälte. Mangel an Kriegszucht hatte in diesem Feldzuge so viel unnöthiges Unglück verursacht, daß die Tagsatzung, die fast beständig in Luzern oder Zürich versammelt war, sich genöthiget sah, eine strengere Kriegsordnung vorzuschreiben.

42. Treffen beim Bruderholz. (22. März 1499.)
Treffen bei Hallau. (20. März 1499.)
Ueberfall bei Ermatingen. (11. Aprill 1499.)

Mehrere Fürsten und Städte hatten sich nach diesem ersten Feldzuge alle Mühe gegeben, den Frieden zu vermitteln. Der Kaiser und die Eidsgenossen fanden sich nicht ungeneigt dazu, desto beharrlicher aber widersetzte sich der schwäbische Bund. Kleine Streifzüge eröffneten den wieder ausgebrochenen Krieg. Von einem solchen kehrten tausend Solothurner zurück, als sie auf den weit überlegenen Feind stießen, der bei Reinach das Bruderholz, eine waldige Anhöhe, in guter Ordnung besetzt hatte. Muthig griffen die Eidsgenossen an, und siegten, ohne Einen Mann zu verlieren. Die Feinde aber büßten sechs hundert Mann ein und eine Fahne, auf welcher eine Geißel gemalt war mit der Ueberschrift: „Treib's, so geht's!"

Zu derselben Zeit zeichnete sich eine kleine zürcherische Besatzung zu Hallau im Kletgau durch Tapferkeit aus. Von mehrern tausend Landsknechten angegriffen, zog sie sich auf den ummauerten Kirchhof zurück. Hier wurde sie vom Feinde belagert und beschossen, während das Dorf in Flammen aufging. Da faßten die Zürcher einen kühnen Entschluß. Fünfzig Mann blieben zur Beschützung des Kirchhofes zurück, und die übrigen zwei hundert und fünfzig stürzten sich plötzlich und mit solcher Kraft in den sorglosen und übermüthigen Feind, daß derselbe, seine Ueberlegenheit vergessend, voll Entsetzen die Flucht ergriff.

Von Konstanz her aber drohte den Eidsgenossen eine größere Gefahr. In der Nacht vom 11. Aprill 1499 zogen die Oestreicher, mehr als zehn tausend Mann stark, in aller Stille aus den Thoren der Stadt, und überraschten die zürcherische Besatzung zu Ermatingen so, daß gegen hundert Mann in den Betten erstochen wurden. Auch die weiter rückwärts liegenden Luzerner mußten der Uebermacht weichen, und verloren ihre zwei Büchsen. Jetzt aber überließen sich die Feinde einer sorglosen Sicherheit, zerstreuten sich, plünderten, zündeten Häuser an, und ergaben sich allen Ausschweifungen. Dieß benutzten die eidsgenössischen Hauptleute Rudolf Haas von Luzern und Oswald Rotz von Unterwalden. Sie sammelten die durch Sturmläuten und Lärmfeuer aufgeschreckten Schweizer beim Schwaderloch. Nachdem ungefähr zwei tausend beisammen waren, schworen sie, entweder die Schmach zu rächen, oder muthig zu sterben. Nachdem sie gebetet, zogen sie still durch den Wald, den Feind, dessen Stellung sie ausgekundschaftet hatten, von der Seite anzugreifen. Plötzlich brach die muthige Schar hervor mit lautem Geschrei, und im Walde ertönte auf verschiedenen Seiten Trommelschlag, als ob noch viele

Mannschaft anrücke. Das feindliche Fußvolk widerstand dem furchtbaren Angriffe nicht. Die Reiterei aber focht tapfer. Viele Ritter stiegen von den Pferden, um die Flucht zu verhindern; allein ihr Muth und ihre Tapferkeit halfen nichts. Sie fielen entweder, oder wurden von den Fliehenden mit fortgerissen. Die Konstanzer stürmten mit allen Glocken, und lange wagten sie es nicht, den Geschlagenen die Thore zu öffnen, aus Furcht, die Eidsgenossen möchten mit ihnen eindringen. Diese aber standen zu rechter Zeit vorsichtig von der Verfolgung ab, dankten Gott für den Sieg, und sammelten die Beute. Am meisten freuten sie sich über die zwei wieder eroberten Büchsen von Luzern. Der Feind hatte mehr Todte auf dem Schlachtfelde zurück gelassen, als ihm Eidsgenossen entgegen gestanden waren.

43. Zweiter Zug ins Hegau.

Schlacht bei Frastenz. (20. Aprill 1499.)

Die Eidsgenossen unternahmen nun einen zweiten Zug ins Hegau. Sie fanden wenig Widerstand, verübten viele Grausamkeiten, und stritten sich oft um die Beute. Aus dem eroberten Städtchen Thiengen mußten die Einwohner und Krieger in bloßem Hemde, ein Stück Brot in der einen und einen Stab in der andern Hand, durch die Reihen der Schweizer ausziehen. Als den 29. Aprill das Städtchen Blumenfeld überging, wurde der Besatzung freier Abzug gestattet, und den Einwohnern erlaubt, ihr Kostbarstes, so viel jeder tragen möchte, mit sich zu nehmen. Herr von Roseneck, ein bitterer Schweizerfeind, war allein von der Begnadigung ausgenommen. Da lud ihn seine Gattinn auf den Rücken, und trug ihn aus dem Schlosse. Von dieser Frauentreue gerührt, erlaubten ihr die Sieger, auch noch ihren Schmuck mitzunehmen.

Wenige Tage nach dem Treffen beim Bruderholz war auch an den Bündtnergrenzen der Krieg wieder ausgebrochen. In einem der verschiedenen kleinen Gefechte, die hier vorfielen, zeichnete sich Hans Wala von Glarus aus. Tief eingedrungen in die feindliche Schar, sah er sich plötzlich von den Seinigen abgeschnitten und von zwanzig Reitern umringt. Er warf mehrere aus dem Sattel, bis er endlich an Niklaus von Brandis sich ergab, der den tapfern Mann hinter sich auf das Pferd nahm, und ihn nach Feldkirch brachte, wo man ihn mit einem ehrenvollen Zeugnisse wieder entließ. Diese Großmuth vergalten die Eidsgenossen dadurch, daß sie den Sohn des Brandis, der bei Vaduz in ihre Gewalt gerathen war, ohne Lösegeld in Freiheit setzten.

Das östreichische Hauptheer hatte zwischen der Ill und dem Berge Lanzengast ein sehr festes Lager bezogen. Die Eidsgenossen, zehn tausend Mann stark, beschlossen, es anzugreifen. Den 20. Aprill 1499

erstieg Heinrich Wohlleb von Uri mit zwei tausend Mann den steilen Berg, um das Lager zu umgehen. Zwei tausend Oestreicher, auserlesene Mannschaft, hatten die Höhe besetzt. Erst nach einem blutigen Kampfe gelang es den Eidsgenossen, den Feind zum Weichen zu bringen. Jetzt halfen dem östreichischen Heere die Verschanzungen nichts mehr. Es zog sich hinter dieselben zurück, stellte sich, bei vierzehn tausend Mann stark, auf einer Ebene in keilförmige Schlachtordnung. Die Eidsgenossen, mit denen sich nun Wohlleb wieder vereinigt hatte, rückten zum Angriffe vor. Als der Feind sein zahlreiches Geschütz losbrannte, ließen sich die Schweizer auf die Kniee nieder, so daß die Schüsse ohne Schaden über sie hingingen. Nur der tapfere Wohlleb war stehen geblieben, und fiel tödtlich verwundet. Sterbend rief er: „Wacker dran, liebe Eidsgenossen; Gott wird mit euch sein; der Sieg ist euer!" Vom dichten Rauche begünstigt, stürzten die Schweizer in die feindlichen Scharen. Tapfer hielten diese Stand. Da zogen die Eidsgenossen, als wollten sie den Rückzug bilden, sich enger zusammen. Die Oestreicher trennten aber ihre feste Ordnung, um sie zu verfolgen, und konnten nun ihrem erneuerten, schrecklichen Angriffe nicht mehr widerstehen. Alles ergriff die Flucht. Tausende fielen durchs Schwert, oder ertranken in der nahen Ill. Die Beute der Eidsgenossen war groß; die Zahl ihrer Todten war gering, die der Verwundeten aber beträchtlich. Aengstlich harrten die Wallgauer auf den Ausgang der Schlacht bei Frastenz, weil sie den Eidsgenossen den Eid der Treue gebrochen hatten. Alles jubelte, als der erste bei Feldkirch aus der Ill gezogene Leichnam ein Schweizer war; aber bald kamen weit mehr Oestreicher geschwommen, und Flüchtlinge verkündeten den Ausgang der Schlacht. Da gingen in langem Zuge Priester und Greise, Weiber und Kinder dem siegreichen Heere mit kläglichem Geschrei entgegen, und fleheten um Gnade. Mitleid mit der hülflosen Schar, deren Beschützer und Versorger in der Schlacht gefallen waren, bewegte die Eidsgenossen, so daß manche Thräne floß. Sie begnügten sich mit einer Brandschatzung von acht tausend Gulden, und nahmen zur Sicherheit Geißeln mit.

44. Schlacht auf der Malserheide im Tyrol.
(22. Mai 1499.)

Dritter Zug ins Hegau.
(Ende Mai 1499.)

Der Kaiser Maximilian, erzürnt über das Kriegsglück der Eidsgenossen, beseitigte schnell eine Fehde in den Niederlanden, die ihn bisher beschäftigt hatte, und eilte nun in die obern Lande, den Krieg gegen die Eidsgenossen mit größerem Nachdruck zu führen, und in

eigener Person gegen die „gottlosen Bauern" zu streiten. Er ließ gegen die Schweizer predigen, wie gegen die Türken, die Feinde der Christenheit. Zahllose Scharen strömten herbei, ihm zur Rache an den Eidsgenossen behülflich zu sein. Diese aber rüsteten sich unerschrocken zur kräftigen Gegenwehr. Sie verstärkten die Besatzungen, und baten den König von Frankreich um Beistand, und sandten Boten, das versprochene Geschütz zu holen.

An den Grenzen Bündtens brach der Krieg zuerst wieder aus. Die Tyroler hatten auf der Malserheide, einer schönen, fruchtbaren Ebene an der Etsch, ein sehr festes Lager bezogen. Sie waren zwölf tausend Mann stark und mit Geschütz wohl versehen. Von hier aus fielen sie in das Engadin ein, plünderten, und führten Geißeln mit sich fort. Da brachen die Bündtner, acht tausend Mann stark, in zwei Abtheilungen gegen das Lager auf. Der eine Heerhaufe bestieg den 22. Mai 1499 in der Nacht den Schlingenberg, den Feind zu umgehen. Der andere sollte auf ein Zeichen, daß jener die Höhe erreicht habe, von vorn angreifen. Gegen Sonnenaufgang erreichten die Bündtner nach großer Anstrengung die Spitze des Berges, die der Feind zu vertheidigen unterlassen hatte. Sogleich gaben sie das verabredete Zeichen, eilten den Berg hinab, und griffen den Feind an, dessen Heer in drei Haufen getheilt war. Sie fanden tapfern Widerstand. Endlich gelang es ihnen, den ersten Haufen zum Weichen zu bringen; allein er zog sich auf den zweiten zurück, und noch heftiger entbrannte der Kampf. Das feindliche Geschütz brachte den Bündtnern großen Verlust. Nur nach den größten Anstrengungen gelang es ihnen endlich, auch diese feindliche Heeresabtheilung zum Weichen zu bringen; allein nun stand noch der dritte Schlachthaufe da, fest und undurchdringlich, und zu ihm sammelten sich die Geschlagenen. Vergeblich hofften die Bündtner auf die Ankunft ihrer Hauptmacht. Ihr Befehlshaber Dietrich Freuler von Schwyz hielt sie unnützer Weise auf. Es schien Alles verloren. Benedikt Fontana selbst, der tapfere Anführer der Bündtner, war so verwundet, daß er mit der einen Hand die hervortretenden Eingeweide halten mußte, während er mit der andern noch eine Zeit lang das Schwert führte. Mit den Worten sank er hin: „Wacker dran, liebe Bundesgenossen! Erschrecket nicht über meinen „Fall! Ich bin nur Ein Mann. Rettet das Vaterland und euere „Bünde!" Endlich, nachdem das Häuflein fünf Stunden lang gestritten, langte die Hauptmacht an, und mit dem Klange ihrer Hörner kamen Schrecken, Verwirrung und Flucht in die feindlichen Reihen. Vier tausend Tyroler bedeckten das Schlachtfeld; aber auch die Bündtner zählten zwei hundert Todte und sieben hundert Verwundete. Freuler entging dem allgemeinen Unwillen nur durch die

Flucht. Die Beute war beträchtlich an Fahnen, Büchsen, Gewehren, Harnischen und vielen Wagen mit allerlei Kriegsbedürfnissen.

Gegen Ende Mai unternahmen die Eidsgenossen den dritten Streifzug ins Hegau. Sie fanden wenig Widerstand im offenen Felde, und verheerten noch aufs grausamste, was in den früheren Zügen verschont geblieben war.

45. Schlacht bei Dornach.

(22. Juli 1499.)

Nachdem der Kaiser Maximilian von einem verunglückten Feldzuge nach dem Engadin, wo Hunger und Ermattung seinem Heere den größten Schaden gethan hatten, zurück gekehrt war, bedrohte er mit einem starken schwäbischen Heere von Konstanz aus das Thurgau. Darum verlegten die Eidsgenossen ihre Hauptmacht dahin. Diesen Umstand wollte der kaiserliche Feldherr im Elsaß, Graf Heinrich von Fürstenberg, benutzen, und von einer andern Seite her in die Schweiz eindringen. Mit fünfzehn tausend Mann lagerte er sich vor Dornach. In sorgloser Sicherheit überließen sich die Kaiserlichen der Freude und dem Vergnügen. Die einen zechten, die andern spielten, oder badeten in der Birs. Man warnte den Feldherrn; aber spottend gab er zur Antwort: „Es wird doch nicht „Schweizer schneien; viele sind im Schwaderloch; wer sich aber „fürchtet, der kann ja den Panzer anziehen, oder heim gehen!" Inzwischen hatte die Besatzung in Dornach Eilboten nach Solothurn geschickt, und sogleich zogen die Solothurner unter dem Schultheißen Niklaus Kunrad aus, und mahnten die Eidsgenossen. Eilig kamen Rudolf von Erlach mit tausend Bernern und Caspar Göldli mit vier hundert Zürchern. Als die eidsgenössischen Anführer die Sorglosigkeit der Feinde bemerkten, beschlossen sie, der geringen Anzahl ihrer Mannschaft ungeachtet doch sogleich anzugreifen. Den 22. Juli 1499 zwischen zwei und drei Uhr rückten sie, nachdem sie gebetet, still durch den Wald. Sie kamen unbemerkt dem Feinde so nahe, daß sie den Lärm der Freude im Lager vernehmen, und einzelne Worte verstehen konnten. Da drangen sie plötzlich hervor. Viele Feinde wurden wehrlos beim Spiele, beim Weine, ja einige in Badekitteln erschlagen. Der Feldherr selbst fiel im ersten Angriffe. Nach und nach aber sammelten und bewaffneten sich die Feinde, und rückten geordnet heran. Jetzt wurde es dem Häuflein Eidsgenossen immer schwerer, sich der Uebermacht zu erwehren. Viele fielen. Die Schlacht schien verloren. Einige ergriffen die Flucht. Da erscholl plötzlich das Feldgeschrei einer neuen Schar. Es waren zwölf hundert Mann von Luzern und Zug. Vergebens hatten feige Flüchtlinge diesen Zuzügern gerathen, nicht weiter zu ziehen; denn es sei

Alles verloren. Sie wollten lieber mit ihren bedrängten Brüdern sterben, als sie in dieser Noth verlassen. Der Feldprediger von Zug eilte voraus, und rief den Kämpfenden zu: „Seid tapfer, liebe Eidsgenossen, meine Herren von Luzern und Zug sind da, euch zu helfen!“ Mit frischem Muthe drangen sie in den Feind, der voll Schrecken nach kurzem Widerstande floh. Drei tausend Oestreicher und sechs hundert Eidsgenossen bedeckten das blutige Schlachtfeld. Die Sieger erquickten sich an den reichen Vorräthen des Lagers, und theilten die schöne Beute.

Mit dieser Schlacht endigte der Schwabenkrieg, nachdem mehr als zwanzig tausend Menschen das Leben verloren hatten, mehrere tausend Ortschaften und Schlösser im Rauche aufgegangen, und die Gegenden des Kriegsschauplatzes aufs furchtbarste verheert worden waren. Auf dem oben erwähnten Feldzuge der Oestreicher nach dem Engadin begegneten dieselben in der Nähe eines abgebrannten Dorfes zwei alten Weibern, welche einen Haufen von beinahe vier hundert Kindern, Knaben und Mädchen, wie eine Herde, vor sich hertrieben. Alle waren von Hunger und Mangel ganz abgezehrt, und gewährten einen entsetzlichen Anblick. Auf die Frage des östreichischen Anführers, wohin sie mit der Schar wollten, antworteten die Frauen: „Du wirst es sogleich sehen.“ Bald kamen sie auf eine Wiese, und die Kinder ließen sich hier auf die Kniee nieder, und fingen an, wie das Vieh, im Grase zu weiden, nur mit dem Unterschiede, daß sie die Gräser mit den Händen ausrauften, und die bessern, schmackhaftern Kräuter, die sie bereits durch Gewohnheit herauszufinden wußten, gierig verschlangen. Da sagte eine der Alten zu dem Oestreicher, der ganz betroffen da stand: „Siehst du nun, warum wir die Kinder hieher geführt haben! Ihre Väter fielen durchs Schwert, ihre Mütter starben vor Hunger, ihre Habe raubte der Feind, ihre Wohnungen sind verbrannt. Nur wir beide elende Frauen sind noch übrig, um die armen Kinder, wie das Vieh, auf die Weide zu treiben, und wir hoffen, daß wir mit ihnen bald von diesem Jammer erlöst werden; denn vor wenigen Tagen waren ihrer noch ein Mal so viele; sie starben vor Hunger und Elend, glücklicher durch ihren frühern Tod, als durch ein längeres Leben.“ Der östreichische Anführer konnte sich der Thränen nicht enthalten.— Jedermann war endlich des Krieges müde. Der Kaiser war geneigt zum Frieden, und auch den erschöpften Eidsgenossen konnte nichts willkommener sein, als Ruhe. Den 22. September 1499 wurde der Friedensvertrag geschlossen. Eine Folge dieses Krieges war es, daß im Jahre 1501 Basel und Schaffhausen in den Bund aufgenommen wurden.

46. Mailändische Feldzüge.

Verrath der Schweizer zu Novarra an Herzog Sforza.

(1500.)

Zur Zeit des Schwabenkrieges entstand ein Streit um den Besitz des Herzogthums Mailand zwischen Ludwig Sforza, dem regierenden Herzoge daselbst, und dem Könige Ludwig XII. von Frankreich, der auf das mailändische Gebiet gerechte Ansprüche zu haben behauptete. Beide Fürsten bewarben sich eifrig um die Gunst und Hülfe der Eidsgenossen, und sparten keine Verheißungen und kein Geld, diesen Zweck zu erreichen. Noch während des Schwabenkrieges liefen viele schweizerische Miethlinge gegen den Willen der Obrigkeiten dem französischen Heere zu, und es gelang dem König, den Herzog zu vertreiben, und sich des ganzen Herzogthums, mit Ausnahme des Veltlins, zu bemächtigen. Da forderten die Eidsgenossen von ihm für Uri die Stadt und Herrschaft Bellenz zurück; allein da er nun ihre Hülfe entbehren zu können meinte, wollte er nichts davon hören. Sogleich benutzte Sforza den Unwillen der Schweizer, und bat sie um Beistand. Noch ehe aber die Tagsatzung über sein Begehren sich berathen hatte, waren ihm schon mehr als fünf tausend Eidsgenossen zugelaufen. Schnell eroberte er mit ihrer Hülfe sein Reich wieder. Auch die Stadt Novarra nahm er wieder ein, mit Ausnahme des Schlosses, in das sich die französische Besatzung zurück gezogen hatte. Inzwischen aber eilte der Landvogt von Dijon in die Schweiz, vertheilte Geld in Menge, und bald hatte er, zum Theil gegen den Willen der Regierungen, ein Heer von vier und zwanzig tausend Eidsgenossen gesammelt. Mit diesem und einem französischen Heere rückte er nun vor Novarra. Da erklärten die mailändischen Eidsgenossen, sie würden nicht gegen ihre Brüder schlagen, und brachen auf zum Abzuge. Aus Mitleiden erlaubten sie dem schändlich verrathenen Herzoge, verkleidet mit ihnen die Stadt zu verlassen. Kaum aber waren sie draußen, so mußten sie Halt machen. Der Landvogt von Dijon sprengte durch ihre Reihen, und verlangte den Herzog. Endlich bot er Geld. Da verrieth Rudolf Turmann von Uri den Unglücklichen. Er wurde nach Frankreich gebracht, und endigte sein Leben nach mehreren Jahren erst in einem entsetzlichen Kerker, nicht ohne Reue über seine Verbrechen; denn durch Mord hatte er sich auf den Thron erhoben. Turmann wurde in seiner Heimath für seinen Verrath mit dem Schwerte hingerichtet.

47. Zweite Belagerung von Novarra und Schlacht daselbst. (1513.)

Es ließen sich die Eidsgenossen während des Streites um Mailand verleiten, bald mit den Mailändern gegen Frankreich und bald wieder mit diesem gegen jene sich zu verbünden. Wer es an reichlichen Bestechungen nicht fehlen ließ, und guten Sold pünktlich zahlte, der konnte ihres augenblicklichen Beistandes gewiß sein; so bald es aber an dem einen oder andern gebrach, war auch niemand unzuverlässiger, als sie. Ja, es geschah, daß sogar Eidsgenossen gegen Eidsgenossen im Solde fremder Fürsten fochten. Bei diesen Umtrieben in der Schweiz zeichnete sich besonders Matthäus Schinner aus, Bischof zu Sitten im Wallis, ein ränkesüchtiger Mann, der die Eidsgenossen für den Papst gegen Frankreich zu gewinnen suchte. Nachdem nämlich König Ludwig mit Hülfe der Schweizer ganz Mailand eingenommen hatte, wurde er dieser geldgierigen Bundesgenossen müde, und fing an, sie schlecht und unregelmäßig zu bezahlen. Dieß benutzte Schinner zu Gunsten des Papstes, dem die Nachbarschaft der Franzosen in Italien nicht angenehm war. Mit einer Summe von fünf und dreißig tausend Dukaten hatte er bald bewirkt, daß zwanzig tausend Eidsgenossen über das Gebirge zogen. Die Franzosen wurden aus der Lombardei verjagt, und der junge Herzog Maximilian Sforza bestieg den Thron seines von den Eidsgenossen verrathenen Vaters. Allein schnell sammelte der König von Frankreich ein Heer von sechszehn tausend Mann geübter Truppen, unter denen auch eine Schar treuloser Eidsgenossen sich befand. Unter erfahrenen Feldherren rückte dieß Heer heran. Maximilian befand sich bald in einer schlimmen Lage. Er hatte mehr nicht, als vier tausend Eidsgenossen in seinem Sold. Mailand huldigte den Franzosen, und diesem Beispiele folgte sogleich das ganze Land, Como und Novarra ausgenommen. Es blieb dem Herzoge nichts übrig, als mit seinen Schweizern und einer kleinen Schar lombardischer Reiterei sich nach Novarra zurück zu ziehen, wo er auch bald von den Franzosen belagert wurde. Treu und tapfer hielten sich die Eidsgenossen. Schon aber hatten die Belagerer mit ihrem zahlreichen Geschütz die Mauern zusammen geschossen, so daß die Schweizer zum letzten Ausfalle und Kampfe sich rüsteten, als die Franzosen die Belagerung aufhoben, und in einiger Entfernung von der Stadt ein Lager bezogen. Sie hatten nämlich Nachricht erhalten, daß ein eidsgenössisches Heer sich nahe. Die Eidsgenossen, die zum Entsatze ihrer Brüder heranrückten, waren auf dem Marsche durch angeschwollene Gewässer und andere Hindernisse aufgehalten worden. Als aber in Arona fünf tausend beisammen waren, beschlossen sie, den Belagerten zu Hülfe zu eilen, und zogen bald unter lautem

Jubel in Novarra ein. Schon am folgenden Tage den 6. Juni 1513 rückten nun, ohne länger auf den Zug der übrigen zu warten, neun tausend Eidsgenossen, nachdem sie sich durch Gebet ermuthiget hatten, aus den Thoren der Stadt gegen den überlegenen, aber sorglosen Feind. Der Herzog ritt in ihrer Mitte. Sobald sie der Franzosen ansichtig wurden, begann ein mörderischer Kampf. Schrecklich donnerte das französische Geschütz. Laut ermahnte Hans Keller von Bülach, der die eidsgenössische Hauptmacht führte, die Seinigen, „vor der Menge der Feinde nicht zu erschrecken, sondern „gleich den Vätern dem Vaterlande Ehre zu machen, für erlittene „Beleidigungen sich zu rächen, und den Herzog wider ungerechte „Gewalt zu schützen." Immer heftiger entbrannte der Kampf. Bald wichen diese, bald jene. Nicht mehr mit der Streitaxt und Hellebarde, sondern mit Dolch und Messer wurde gefochten. Voll Entsetzen über solch unerhörten Kampf, floh der Herzog mit seinen Reitern nach Novarra zurück. Endlich brach ein Haufe der Eidsgenossen, nachdem er die Reiterei zum Weichen gebracht hatte, von der Seite her in die Reihen des französischen Fußvolkes, und gab der Schlacht den Ausschlag. Das feindliche Heer gerieth in Verwirrung, und suchte sein Heil in der Flucht. Acht tausend Franzosen lagen auf dem Schlachtfelde; aber auch die Eidsgenossen hatten, vorzüglich durch das Geschütz, fünfzehn hundert Mann verloren. Erst am Abend des Schlachttages und am Tage nachher kamen die übrigen Eidsgenossen an, und alle waren äußerst betrübt, daß sie die Gefahr und den Ruhm nicht hatten mit der kleinen Heldenschar theilen können.

48. Schlacht bei Marignano.

(13. und 14. September 1515.)

Während König Ludwig XII. sich rüstete, die Eidsgenossen aus Italien zu vertreiben, starb er, und Franz I. bestieg den Thron. Mit einem Heere von etwa fünfzig tausend, zum Theil geübten Kriegern drang dieser Fürst kühn bis nach Mailand vor. Die eidsgenössischen Anführer waren uneinig. Der König hatte nämlich Friedensvorschläge gemacht, und große Summen versprochen, da er vernommen, daß ein neues eidsgenössisches Heer heranziehe. Bern, Freiburg, Solothurn, Biel und Wallis nahmen diese Vorschläge an, und zogen mit etwa zwölf tausend Mann sogleich heim. Die übrigen Eidsgenossen verwarfen den Frieden, weil es ihnen entehrend schien, um schnöden Gewinnes willen die Bundesgenossen an die Franzosen zu verrathen. Das feindliche Heer hatte bei Marignano in der Nähe der Stadt Mailand ein festes Lager bezogen. In Mailand lagen die treu gebliebenen Eidsgenossen. Uneinigkeit herrschte

auch da; denn auch unter ihnen zeigten sich immer mehrere dem Frieden nicht abgeneigt, den Kardinal Schinner auf alle Weise zu verhindern suchte. Eben wurde Nachmittag den 13. September 1515 Kriegsrath gehalten, und die meisten Orte schienen den Friedensvorschlägen Gehör geben zu wollen, als plötzlich Lärm entstand. Es hieß, die eidsgenössische Leibwache des Herzogs sei angegriffen worden, und der Feind stehe vor den Thoren. Alles griff zu den Waffen. Schinner selbst bestieg im Purpurkleide sein Pferd, und eilte an der Spitze einiger hundert Reiter voran. Freudig folgten die Waldstätte, die übrigen ungern und langsam, im Ganzen bei vier und zwanzig tausend Mann mit acht leichten Büchsen. In drei Haufen rückten die Eidsgenossen gegen den Feind, der in sorgloser Sicherheit hinter seinen Wällen und Graben lag. Schon neigte sich die Sonne zum Untergange; dennoch wollte der Ungestüm streitlustiger Krieger von Verschiebung des Angriffes auf den folgenden Tag nichts hören. Man warf sich nieder zum Schlachtgebete. Dann wurden die Büchsen losgebrannt, und die Freischaren eilten zum Angriffe. Werner Steiner, Landammann von Zug, Führer der Vorhut, warf drei Erdschollen über die Häupter seiner Krieger mit den Worten: „Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und „des heiligen Geistes! Hier soll unser Kirchhof sein!“ Der König selbst eilte mit seinen Feldherrn, die über diesen unerwarteten Angriff bestürzten Scharen zu ordnen; aber schon hatten die Schweizer die beßten Truppen zum Weichen gebracht, die Wälle überstiegen, und drangen unwiderstehlich ins Lager ein. Erst gegen Mitternacht machte die völlige Dunkelheit dem blutigen Streit ein Ende. Weislich benutzten die Franzosen die grauenvolle Nacht. Sie zogen ihr Heer enger zusammen, und ordneten ihr Geschütz vortheilhafter, während die eidsgenössischen Hauptleute, um ein großes Feuer versammelt, im Kriegsrathe sich stritten und zu keinem gemeinsamen Beschlusse kommen konnten. Kaum war der Tag angebrochen, da stürmte mit wildem Geschrei der größte der eidsgenössischen Haufen, Uri und Zürich an der Spitze, gegen das Mitteltreffen der Franzosen, das von zahlreichem Geschütze unterstützt war. Sie litten viel vom Geschützfeuer, und fanden tapfern Widerstand. Inzwischen hatten die beiden andern Schweizerhaufen die Flügel und den Nachtrab der Feinde in Unordnung gebracht. Nur das Mitteltreffen hielt noch immer Stand. Da erschallte plötzlich im Rücken der Eidsgenossen das Feldgeschrei eines neuen Heeres. Es waren sechszehn tausend Venetianer, die den Franzosen zu Hülfe kamen. Jetzt gaben die Eidsgenossen die Schlacht verloren. Sie nahmen das Geschütz in die Mitte, die Verwundeten auf die Schultern, und traten dann langsamen Schrittes und in stolzer Haltung mit eroberten Büchsen,

Fahnen und Pferden den Rückzug an. Von Hunger, Ermattung und Blut entstellt, zog so die Hauptmacht der Eidsgenossen in Mailand ein, ohne vom Feinde ernstlich verfolgt zu werden; denn der König ehrte solche Tapferkeit, und seine Krieger bebten noch vor den weichenden Helden. Von zwölf tausend Todten, die das Schlachtfeld bedeckten, war der größere Theil Eidsgenossen. Nachdem die Schweizer das Schloß zu Mailand mit fünfzehn hundert Mann besetzt hatten, zogen sie niedergeschlagen heim. Den 29. November 1519 vereinigten sich endlich alle Orte, mit Frankreich den sogenannten ewigen Frieden zu schließen. Nach und nach verlor sich nun die Sucht, Schweizerblut um fremdes Geld zu verkaufen, besonders in Zürich, das in der Schlacht bei Marignano allein acht hundert Mann verloren hatte. Dazu trug Ulrich Zwingli und seine Freunde viel bei, welche um diese Zeit anfingen, für die kirchliche Freiheit zu kämpfen.

49. Ulrich Zwingli in Zürich. (1519 bis 1529.)

Großes Verderben herrschte in der Kirche. Menschensatzungen hatten die reine Lehre des Christenthums verdrängt. Die Bibel war dem Volke und selbst weit den meisten Priestern nicht einmal dem Namen nach bekannt. Der Gottesdienst bestand nur in glänzenden, unverstandenen oder mißverstandenen Ceremonien. Der Pabst übte über Geistliche und Weltliche eine unumschränkte Gewalt, so daß selbst die mächtigsten Fürsten vor ihm sich beugen mußten. Durch den Ablaß, die Loskaufung von Sünden um Geld, erpreßte er in allen Ländern ungeheure Summen, und es steigerte sich die sittliche Verdorbenheit auf den höchsten Grad. Die Geistlichkeit sank durch Unwissenheit und Rohheit, durch schlechte Sitten und unersättliche Habsucht immer tiefer in der Achtung des Volkes. Schon früher hatten von Zeit zu Zeit erleuchtete und fromme Männer diesem Verderben zu wehren gesucht, aber ohne bleibenden Erfolg ihr Leben darüber eingebüßt. Jetzt aber war die Stunde der Erlösung gekommen. Ungefähr zur gleichen Zeit, wie Luther in Deutschland, trat Ulrich Zwingli in der Schweiz als Reformator auf, ohne daß einer von dem andern etwas gewußt hätte. Zwingli, zu Wildhaus im Toggenburg geboren, studierte in Basel, und bekleidete dort schon im achtzehnten Jahre eine Lehrstelle. Dann wurde er als Pfarrer nach Glarus berufen. Als Feldprediger zog er zwei Male in den Jahren 1512 und 1515 mit den Glarnern nach Italien, und sah da mit eigenen Augen das tiefe Verderben des Volkes. Von nun an eiferte er gegen die herrschenden Verirrungen in Kirche und Staat. Von Glarus wurde er im Jahre 1516 nach Einsiedeln berufen. Statt der Wallfahrten, der Anbetung der Heiligen, der Verehrung der

Reliquien und der Zuflucht zum Ablasse empfahl er hier Reinheit und Frömmigkeit und Anbetung Gottes und Jesu. Viele hörten ihn gern. Er ging noch weiter, und forderte angesehene Kirchenhäupter den Kardinal Schinner und den Bischof von Konstanz namentlich auf, Hand ans Werk der so nothwendigen Kirchenverbesserung zu legen. Man gab ihm schöne Worte und ließ Alles im Alten. Am Ende des Jahres 1518 wurde er zum Leutpriester am Großmünster in Zürich erwählt. Am Neujahrstag 1519, an seinem sechs und dreißigsten Geburtstage, hielt er die erste Predigt daselbst. Kühn griff er in seinen Kanzelvorträgen alle Menschensatzungen an, und bewies aus der heiligen Schrift ihre Nichtigkeit. Man hörte ihn gern; doch gab es auch solche, die ihn bitter tadelten; allein nichts konnte ihn abschrecken von seinem edeln Vorhaben.

Im Mai des Jahres 1519 kam der Barfüßermönch Bernhardin Samson nach der Schweiz, mit Ablaßbriefen einen schändlichen Handel zu treiben. Papst Leo X. hatte ihn gesendet. Der päpstliche Schatz war nämlich durch den kostbaren Bau der Peterskirche zu Rom erschöpft worden, und der verschwenderische Papst suchte nun durch den Ablaßhandel sich wieder Geld zu verschaffen. Samson rühmte sich, nicht nur die Seelen aus dem Fegfeuer erlösen, sondern jede Art von Sünden verzeihen, ja sogar solche Sünden vergeben zu können, die man erst noch zu begehen gedenke. Bereits hatte er in mehreren Städten und Kantonen große Schätze gesammelt, und wollte nun auch im Aargau sein schändliches Gewerbe fortsetzen; allein zu Bremgarten widersetzte sich der Dekan Heinrich Bullinger beharrlich dieser Ablaßkrämerei. Da wandte sich Samson nach Zürich, um ihn vor der Tagsatzung zu verklagen. Zwingli aber hatte bereits die Zürcher so übel gegen den Ablaßkrämer und seinen Handel gestimmt, daß ihm der Rath, noch ehe er die Stadt betreten hatte, sagen ließ, „man bedürfe weder seiner, noch seiner Ware." Auch die Tagsatzung verbot ihm alles Ernstes seinen Handel in der Schweiz, und Samson mußte mit Spott und Hohn abziehen. Zwingli's Ansehen nahm nun mit jedem Tage zu, und seine Lehre fand immer mehr Eingang. Beinahe aber wäre der fromme Streiter Christi der Pest erlegen, welche in demselben Jahre noch in Zürich ausbrach. Nur mit genauer Noth konnte er gerettet werden.

Je größer Zwingli's Ansehen und Einfluß wurden, desto mehr zog er sich aber auch bei Vielen Haß und Feindschaft zu. Der Bischof von Konstanz, Hugo von Landenberg und sein General-Vikar Faber traten feindselig gegen ihn auf, und suchten ihn und seine Absichten auf alle Weise zu verdächtigen. Viele waren auch über ihn aufgebracht, weil er bei jeder Gelegenheit gegen die fremden Kriegsdienste eiferte, wodurch sie reichen Sold und einträgliche Pen-

sionen verloren. Im Beichtstuhle und selbst auf der Kanzel hörte man die heftigsten Schmähungen gegen die neue Lehre und ihren Verkündiger. Ja, es fehlte sogar nicht an Versuchen, durch Gift und Dolch den verhaßten Lehrer aus dem Wege zu räumen. Zwingli mußte unter solchen Umständen wünschen, sich und seine Lehre rechtfertigen zu können. Er bat um die Erlaubniß, auf dem Rathhause zu Zürich sich gegen seine Gegner in einem öffentlichen Religionsgespräche vertheidigen zu dürfen. Es wurde ihm gestattet, und er bewies vor mehr als 600 anwesenden Gelehrten und Ungelehrten seine Lehrsätze alle aus dem Worte Gottes mit solcher Klarheit, daß seine Feinde verstummten. Der Rath beschloß hierauf, daß Zwingli und alle Prediger zu Stadt und Land fortfahren sollten, nur zu lehren, was sich aus der heiligen Schrift beweisen lasse. Dieß geschah im Anfange des Jahres 1523. In demselben Jahre noch hielt Zwingli eine zweite Disputation wider die Bilder und die Messe mit solchem Erfolge, daß man, freilich nicht sogleich, sondern nur allmählig aus Schonung gegen die Schwachen, die Bilder aus den Kirchen entfernte, und statt der Messe die Feier des heiligen Abendmales in ihrer ursprünglichen Einfachheit einführte.

Die raschen Fortschritte, welche die Reformation in Deutschland und in der Schweiz machte, führten aber auch manche bedauerliche Bewegung unter dem Volke herbei. Die Reformatoren lehrten, man müsse sich in Religionswahrheiten nur an die heilige Schrift halten; diese aber bedürfe, ursprünglich in fremden Sprachen geschrieben, einer verständigen Erklärung. Allein nun fingen Andere an zu behaupten, zum Verständniß der heiligen Schrift sei keine besondere Wissenschaft nöthig, sondern der heilige Geist lehre schon dieselbe verstehen. Viele schlossen sich diesen Irrlehrern an, die nun bald mit den sonderbarsten Behauptungen auftraten. Hier hörte man, weil das Evangelium sage: „Werdet wie die Kinder," müsse man sich kindisch geberden und spielen gleich den Kindern; dort behaupteten Andere, man bedürfe keiner Obrigkeit, denn es seien alle Menschen Brüder; noch Andere mißhandelten und verstümmelten sich selbst, weil Christus gelehrt habe: „Wenn dich dein Auge ärgert, so reiße „es aus, und wenn dich deine Hand oder dein Fuß ärgert, so „schneide sie ab, und wirf sie von dir." In der Nähe von St. Gallen schlug einer seinem leiblichen Bruder, der ihn dazu aufgefordert hatte, in Gegenwart der Eltern mit dem Schwerte das Haupt ab. Die meisten dieser Schwärmer ließen sich noch ein Mal taufen, indem sie behaupteten, die Kindertaufe sei kraftlos und unbiblisch, und daher erhielten sie den Namen Wiedertäufer. Umsonst gab man sich alle Mühe, durch Wort und Schrift sie zu belehren. Zwingli hielt mit ihnen ein öffentliches Gespräch in der Fraumünsterkirche,

und alle Vernünftigen überzeugten sich, daß er Recht habe; die Wiedertäufer aber blieben bei ihrer Meinung. Thomas Münzer, einer der Hauptanführer derselben, der sich auch einige Zeit in der Schweiz aufgehalten hatte, erregte in Deutschland den von furchtbaren Gräueln begleiteten Bauernkrieg. Auch in unserm Vaterlande entstanden der Unruhen so viele, daß die Regierung endlich mit Strenge einschritt. Felix Manz, einer der gefährlichsten dieser Schwärmer, wurde ertränkt, einige andere gestäubt und des Landes verwiesen.

Die durch die Wiedertäufer erregten Unruhen hatten auch die Regierungen solcher eidsgenössischen Stände, wo bisher die Reformation viele Freunde gefunden, z. B. Bern, Schaffhausen, Basel, mißtrauisch gemacht. Diese Stimmung wurde von den fünf Orten im Innern der Schweiz, Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern und Zug, die vorzüglich am katholischen Glauben festhielten, benutzt. Sie beschlossen, da sie die Wirksamkeit der beiden Religionsgespräche in Zürich bemerkt hatten, nun auch ihrerseits ein solches zu veranstalten und hofften, daß, wenn die gelehrtesten Männer ihrer Partei zugezogen werden, und das Gespräch an einen ihnen ergebenen Ort verlegt würde, es ihnen leicht werden dürfte, den Sieg zu erlangen. Es wurde daher im Jahre 1526 eine Disputation nach Baden ausgeschrieben, und Doktor Eck von Ingolstadt, einer der gelehrtesten Verfechter des Papstthums, dazu berufen. In der That zeigte Eck nicht gemeine Gelehrsamkeit; allein Oekolampad von Basel, der als Hauptkämpfer der Reformirten auftrat, widerlegte ihn mit so viel Kraft und Kenntniß, daß einer der Katholiken ausrief: „O, wäre doch der lange, blasse Mann auf unserer Seite!" Zwingli war mit Einwilligung der Regierung in Zürich geblieben, da man ihn in Baden nicht für sicher hielt. Uebrigens hatte er erklärt, daß er in Bern, Basel, St. Gallen, oder jedem andern unparteiischen Orte mit Freuden erscheinen werde. Am Ende des Gespräches eigneten sich beide Parteien den Sieg zu. Die Wahrheit konnte einzig aus den Akten hervorgehen; allein diese wurden lange Zeit von den Katholiken geheim gehalten.

In Bern, wo der Reformator Haller bereits großer Schwierigkeiten ungeachtet, der Reformation Eingang verschafft hatte, wurde dann im Anfange des Jahres 1528 ebenfalls eine Disputation gehalten, an welcher Zwingli und seine Freunde und noch viele fremde Gelehrte Antheil nahmen. Die Folge davon war, daß auch in Bern Bilder und Messe abgeschafft wurden. St. Gallen, Basel und Schaffhausen folgten bald nach, und zum Theil auch Glarus, Appenzell, Graubündten und das Thurgau.

50. Der erste und zweite Kappelerkrieg.
(Juni 1529 — 1531.)

Zwischen den katholisch gebliebenen und den reformirten Kantonen entstand jetzt eine immer größere Erbitterung. Die fünf Orte schlossen zum Schirme des alten Glaubens ein Bündniß mit Oestreich. Die Reformirten verbündeten sich mit Konstanz und Straßburg, und Zürich sogar mit dem Landgrafen Philipp von Hessen. Von beiden Seiten machte man sich Vorwürfe darüber. Als nun die Schwyzer den Pfarrer Jakob Kaiser zu Schwerzenbach, weil er im Gaster gepredigt hatte, gefangen nahmen und lebendig verbrannten, da schien den Zürchern das Maß der Kränkung voll, und das Zürcherbanner brach im Juni 1529 nach Kappel auf. Die fünf Orte mit Wallis lagerten sich im Baarerboden. Doch gelang es der Beredsamkeit des Hans Aebli, Landammanns von Glarus, noch ein Mal das Blutvergießen zu verhindern. Er flehte mit Thränen in den Augen, vom Bürgerkriege abzustehen, und wußte die entzweiten Eidsgenossen zu einem Waffenstillstande zu bewegen, dem dann ein freilich nur kurz andauernder Friede folgte. Es waren aber auch viele Krieger beider Parteien so weit entfernt, feindselig gegen einander gesinnt zu sein, daß sich vielmehr in diesem Feldzuge rührende Auftritte alteidsgenössischer Herzlichkeit ereigneten. Im Lager der Katholiken herrschte Mangel an Lebensmitteln. Da vertrauten einige kecke katholische Jünglinge alteidsgenössischer Freundschaft, ließen sich von den Zürchern gefangen nehmen, und klagten ihnen ihre Noth. Mit Nahrungsmitteln wohl versehen, wurden sie von den Reformirten wieder entlassen. Ein anderes Mal nahmen muntere Krieger der fünf Orte einen großen Zuber mit Milch, stellten ihn auf die Landesmarche, und riefen den Zürcher-Vorposten zu: „Wir haben da eine gute Milch, aber nichts einzubrocken!“ Da kamen diese mit Brot, und brockten ein. Man aß, und war guter Dinge. Wenn aber einer über die Mitte des Zubers nach einem Brocken fischte, schlug ihm einer der Gegner auf die Finger, scherzend: „Bleib du auf deinem Boden!“ Solche Züge der Vertraulichkeit wurden viele bemerkt, so daß Ausländer voll Verwunderung sagten: „Ihr Eidsgenossen seid doch ein seltsames Volk! Wenn ihr auch uneinig „scheinet, so seid ihr doch einig, und vergesset der alten Freundschaft „nicht.“ Allein nach Abschluß des Friedens folgten bald neue Aufreizungen, und besonders die gemeinen Herrschaften veranlaßten zwischen den regierenden Orten immer größeres Zerwürfniß. Da sperrten die Reformirten den inneren Orten die Zufuhr der Lebensmittel. Groß wurde daselbst die Noth, und diese Maßregel erzeugte nun eine allgemeine furchtbare Erbitterung. Jetzt konnte nur die

Schärfe des Schwertes entscheiden. Acht tausend Mann aus den fünf Orten, aus Wallis und den italienischen Vogteien rückten im Oktober 1531 von Neuem ins Feld, und zogen sich in Zug zusammen. In Zürich herrschten Unentschlossenheit und Mißtrauen. Kaum tausend Mann standen bei Kappel dem Feinde gegenüber. Am 11. Oktober endlich brach das Stadtbanner unter Rudolf Lavater, Landvogt von Kyburg, auf, aber nur von sieben hundert, statt von viertausend Mann begleitet, und in solcher Eile, daß die Mannschaft nicht einmal beeidigt werden konnte. Zwingli zog als Feldprediger bewaffnet und zu Pferde mit. Schon am Albis vernahm man den Donner des Geschützes. Es war bereits ein Angriff geschehen. Georg Göldlin, Anführer der zürcherischen Grenzwache, hätte sich erhaltenen Befehlen zufolge beim Anmarsch der Feinde in die feste Stellung am Albis zurückziehen sollen; allein er ließ sich unbesonnener Weise in ein Gefecht mit dem überlegenen Feinde ein. Er entging indessen dem Verdachte der Verrätherei nicht, besonders da sein eigener Bruder im feindlichen Heere stand. Endlich hatte das Hauptbanner den Albis erstiegen. Kluge Führer meinten, man müsse hier Halt machen, den Berg besetzen, das Häuflein der Zürcher an sich ziehen, und in dieser festen Stellung Verstärkungen erwarten. Zwingli aber war anderer Meinung. „Ich einmal," sagte er, „will im Namen Gottes hin zu diesen biedern Leuten und mit ihnen „und unter ihnen sterben, oder sie retten helfen!" Ihm folgte man. Erst um vier Uhr Abends wurde das Schlachtfeld erreicht. Schlechte Ordnung herrschte im Zürcherheere. Schon neigte sich die Sonne zum Untergange. Da führte ein Theil der zürcherischen Mannschaft eine nothwendige Bewegung höchst unzweckmäßig aus. Das merkte der Feind, und griff sogleich an. Bald gerieth das Zürcherheer in die größte Unordnung, und vergeblich war nun die ausgezeichnete Tapferkeit einzelner. Alles löste sich in wilder Flucht auf. Zwingli, einer von den Letzten auf dem Schlachtfelde, fiel von einem Steine, dann von einem Speere getroffen. Lebend noch, aber sprachlos, mit gefalteten Händen betend, fanden ihn die plündernden Feinde, und da er sich weigerte, die Heiligen anzurufen, empfing er den Todesstreich. Mit Noth wurde das Zürcherbanner gerettet. Ueber sechs hundert Mann hatten den Tod gefunden. Doch schon am folgenden Morgen war der Albis von den Zürchern wieder stärker besetzt, als vorher, und von allen Seiten eilten Hülfstruppen der befreundeten Städte herbei, und nöthigten bald den Feind, sich an den Zugerberg zurück zu ziehen. Allein sorglose Sicherheit und zügellose Unordnung brachten den Evangelischen nochmals empfindlichen Schaden. Fünf Tausend derselben ließen sich am Gubel zur Nachtzeit von einer geringen feindlichen Schar überfallen, und wurden geschlagen. Gegen

tausend Mann sammt dem Anführer fanden den Tod. Da verließen viele das Heer, und die Katholischen brachen über den Hirzel ins Gebiet der Zürcher ein. Die Berner mit ihren Verbündeten zogen sich, nachdem sie einen Verwüstungszug in die freien Ämter gemacht hatten, zurück. Jetzt sahen sich die Reformirten gezwungen, einen für sie höchst nachtheiligen Frieden einzugehen, und an vielen Orten, namentlich in Solothurn und in den gemeinen Herrschaften, wurde nun der alte Glaube wieder mit Gewalt eingeführt.

51. Schultheiß Wengi von Solothurn.
(1532 und 1533.)

Nachdem die fünf siegreichen Kantone mit Zürich und Bern einen für sie so vortheilhaften Frieden geschlossen, dachten sie darauf, Solothurn, das fast durchweg zu Stadt und Land der Reformation zugethan war, wieder zum alten Glauben zurückzubringen. Sie forderten im Jahre 1532 von der Stadt tausend Thaler Kriegskosten, weil sie im Kappelerkriege den Bernern Hülfstruppen gesendet hatte, oder dann Wegweisung der Predikanten und Rückkehr zum alten Glauben. Die Reformirten erboten sich zwar, die Summe zu bezahlen; aber die katholisch Gesinnten wollten dieß nicht zugeben, sondern verlangten und erzwangen die Vertreibung der Predikanten. Darüber wurden die Reformirten so aufgebracht, daß sie am 30. Oktober 1533 einen Aufstand erregten und sich des Zeughauses bemächtigten. Schnell aber bewaffneten sich die jetzt wieder zahlreichern katholischen Stadtbürger, und trieben die Reformirten, die vergeblich auf die Hülfe des Landvolkes gehofft hatten, in die Vorstadt jenseits der Aare zurück. Immer heftiger wurde die Erbitterung, und schon wollten die Katholiken ein Geschütz losbrennen, da eilte der edle Schultheiß Niklaus von Wengi herbei, stellte sich vor die Mündung der Konone, und rief: „Wenn Bürgerblut fließen muß, so fließe das meinige zuerst!“ Der Held rettete den Reformirten das Leben, aber die Vaterstadt mußten sie verlassen, und von vier und dreißig Landsgemeinden, die bereits die Reformation angenommen hatten, mußten dreißig den römisch-katholischen Gottesdienst wieder einführen, und nur vier derselben, zunächst am Bernergebiete gelegen, blieben reformirt.

52. Der Borromäische oder goldene Bund.
(1579 bis 1586.)

Der Glaubenszwist unter den Eidsgenossen dauerte besonders auch ihrer Unterthanen wegen in den gemeinen Herrschaften noch lange Zeit fort. Zu Locarna z. B. hatte die Reformation bei Vielen Eingang gefunden; allein die fünf Orte suchten dieselbe durch die ge-

waltsamsten Mittel zu unterdrücken, und wußten endlich den Beschluß durchzusetzen, daß die Reformirten daselbst entweder den neuen Glauben abschwören oder auswandern mußten. Den 3. März 1555 zogen drei und neunzig derselben muthig und heiteren Sinnes aus, im Bewußtsein, daß Gott mit ihnen sei. Langsam bewegte sich der Zug auf der fast unwegsamen Straße nach Bellenz und dann nach Roveredo im Misoxerthale, wo die Vertriebenen freundliche Aufnahme fanden, bis die mildere Jahreszeit den Uebergang über den Bernhardin mit Weib und Kind möglich machte. In den ersten Tagen des Mai wanderten sie glücklich über das noch mit tiefem Schnee bedeckte Gebirge, und kamen nach sieben Tagen in Zürich an, hundert und sechszehn Seelen stark; denn noch mehrere waren, der Glaubensverfolgung in ihrer Heimat müde, den zuerst Ausgewanderten nachgefolgt. Sie wurden in Zürich freundlich aufgenommen, und mit Obdach, Korn und Wein, mit Betten und Hausgeräth versehen. Viele derselben ließen sich für immer in Zürich nieder, und brachten der Stadt großen Vortheil, besonders durch die Einführung der Seidenfabrikation. Einige dieser Familien blühen daselbst jetzt noch, und stehen in hohem Ansehen.

Der Papst versäumte nichts, den Eifer der fünf Orte gegen die Reformirten rege zu erhalten. Besonders durch den Kardinal Karl Borromäus, Erzbischof zu Mailand, ließ er in der Schweiz für sein Ansehen wirken. Der Kardinal stiftete zu Mailand im Jahre 1579 ein Seminar, eidsgenössische Priester in römischem Sinne zu bilden. In der Schweiz selbst führte Borromäus den Kapuziner-Orden ein, und verschaffte den Jesuiten zu Luzern und Freiburg Eingang. Ja, nach vielen Schwierigkeiten gelang es ihm sogar, im Jahre 1579 eine beständige Nunziatur in der Schweiz zu errichten, d. h. dem Papste das Vorrecht zu erringen, immer einen Gesandten in der Eidsgenossenschaft zu halten, der eine geistliche Oberherrschaft ausübe. Dieser päpstliche Nunzius brachte denn auch schon im Jahre 1586 den so genannten Borromäischen oder goldenen Bund zwischen den Waldstätten, Zug, Freiburg und Solothurn zu Stande, dessen Hauptbestimmungen dahin lauteten, beim katholischen Glauben zu leben und zu sterben, und die Abtrünnigen zur Rückkehr zu zwingen, und wenn jemand von anders Glaubenden angegriffen würde, so sollen ihm die andern helfen, und kein älteres oder neueres Bündniß dürfe sie daran hindern. So war nun die Eidsgenossenschaft in zwei große Parteien getrennt, was derselben mehr als Ein Mal den Untergang drohte.

53. Kalenderstreit. Unruhen zu Mühlhausen. Appenzells Theilung. Verdrängung der Reformation im Wallis. Der schwarze Tod. (1582 bis 1629.)

Es brach nun zwar siebenzig Jahre lang kein Krieg in der Schweiz aus; aber an beständigen Unruhen und heftigen Reibungen zwischen den Katholiken und Reformirten fehlte es nie. Im Jahr 1582 führte Papst Gregor XIII. einen verbesserten Kalender ein; allein die reformirten Stände weigerten sich, denselben anzunehmen, weil ihn der Papst empfahl. Die dadurch entstehende verschiedene Zeitrechnung verursachte große Verwirrung, besonders in den gemeinen Herrschaften, und beinahe hätte man in diesem Kalenderstreite zu den Waffen gegriffen.

Im Jahre 1586 bereitete die Bundesstadt Mühlhausen der Eidsgenossenschaft eine neue Gefahr. Die Familie Finninger hatte einen Prozeß verloren, und suchte sich dafür zu rächen. Sie wandte sich an die katholischen Orte. Als aber der Stadtrath eine Verwendung dieser letztern nicht berücksichtigen wollte, sondern bei seinem Entscheide blieb, erhielt er von den fünf Orten den Bundesbrief mit abgerissenen Siegeln zurück. Da entstand ein Aufruhr in der Stadt. Die Regierung wurde, weil sie an der Entzweiung mit den Eidsgenossen Schuld sei, entsetzt, und so hart behandelt, daß Zürich und Bern sich ihrer annahmen. Allein dieß hatte nur eine noch härtere Behandlung der entsetzten Räthe zur Folge. Da griffen die evangelischen Stände zu den Waffen. Unter Anführung Erlachs von Bern stürmten sie die Stadt den 15. Juni 1587, und nahmen sie ein, nach einem nicht unbedeutenden Verluste. Die Rädelsführer wurden enthauptet, und hierauf Ruhe und Ordnung wieder hergestellt. Seit dieser Zeit aber blieb Mühlhausen vom Bunde mit den katholischen Orten ausgeschlossen, und gelangte nie wieder zum Stimmrechte auf der Tagsatzung.

Im Kanton Appenzell wurde die gegenseitige Erbitterung der Katholiken und Reformirten immer heftiger, so daß man sich endlich gezwungen sah, zur Theilung des Landes zu schreiten. Die Katholiken zogen mit Habe und Gut nach Innerrhoden, die Reformirten aber nach Außerrhoden. Diese Theilung blieb. Jeder der beiden Landestheile schickte einen Gesandten auf die Tagsatzung; aber beide zusammen haben nur Eine Stimme, und sind sie verschiedener Ansicht, so wird ihre Stimme nicht gezählt. Bei der Theilung zählten die Katholiken 2782, die Reformirten 6322 Mann.

Im Wallis wurde die Reformation völlig unterdrückt, so daß, wer nicht zum alten Glauben zurückkehrte, das Land verlassen mußte,

was aber nur Wenige thaten. Nicht einmal ein reformirter Ansäße wurde mehr geduldet.

In den Jahren von 1605 bis 1635 wüthete zu verschiedenen Malen der schwarze Tod, die Pest, auch in der Schweiz. Basel hatte schon im Jahre 1619 vier tausend, Zürich aber fünf tausend Menschen durch diese verheerende Seuche verloren. Noch größer war die Sterblichkeit in Appenzell und im Toggenburg. Im Thurgau aber starben ganze Dörfer aus. Es sollen in dieser Landvogtei drei und dreißig tausend fünf hundert vier und achtzig, und in der ganzen Eidsgenossenschaft über zwei Mal hundert tausend Opfer dieser Krankheit gefallen sein.

54. Schlacht bei Pavia. (25. Februar 1525.)

Der Kampf um den Glauben beschäftigte indessen seit 1519 die Schweizer nicht so sehr, daß sie fremder Händel sich ganz entschlagen hätten. In Italien dauerte immer noch der Streit um Mailand zwischen Frankreich auf der einen und dem Papste auf der andern Seite fort. Franz I., König von Frankreich, wußte durch Schmeicheleien und Bestechungen ein Bündniß mit zwölf Kantonen zu erzielen, und es zogen ihm im Jahre 1522 sechszehn tausend Eidsgenossen zu. In einem tollkühnen Angriffe auf das befestigte Lager des kaiserlichen und päpstlichen Heeres bei Bicocco verloren sie drei tausend Mann und zwei und zwanzig Hauptleute, und mußten sich, obschon vom Feinde nicht verfolgt, zurückziehen. Mißvergnügt und entmuthiget eilten sie der Heimat zu. Allein schon im Jahre 1524 zogen abermals zwölf bis fünfzehn tausend Mann zum französischen Heere. Aber eine pestartige Krankheit raffte viele dahin, und in der Schlacht am Flusse Sesia wurden sie gänzlich zerstreut, so daß kaum noch vier tausend in jämmerlichem Zustande wieder heim kamen. Im Jahre 1525 führte nun der König selbst ein auserlesenes Heer nach Italien, und abermals liefen ihm viele tausend Eidsgenossen zu. Mailand wurde eingenommen und Pavia belagert, und hier kam es zu einer entscheidenden Schlacht. Das französische Heer wurde vernichtet, der König selbst gefangen. Mehr als fünf tausend Eidsgenossen bedeckten das Schlachtfeld, und vier tausend andere vergaßen so des Ruhmes ihrer Väter, daß sie sich gefangen gaben. So viele Unfälle nahmen endlich nach und nach den Eidsgenossen die Lust an den mailändischen Kriegen.

55. Genf und Waat.

Genf war von uralten Zeiten her eine durch Lage, Gewerbsfleiß und Handel sehr bedeutende Stadt, deren Bürger durch Muth und Freiheitssinn sich auszeichneten. Ein gefährlicher Feind ihrer Freiheit aber war lange Zeit der Herzog von Savoien, der gewisse

Hoheitsrechte über die Stadt sich zu verschaffen gewußt hatte. Um sich gegen seine Anmaßungen zu schützen, schlossen die Bürger im Jahre 1519 ein Bündniß mit der Stadt Freiburg; allein der Herzog zwang sie, dasselbe wieder aufzugeben, und ließ den Philipp Berthelier, als Anstifter des Handels, hinrichten. Während aber der Herzog in die mailändischen Streitigkeiten verwickelt war, errichteten die Genfer von Neuem einen Bund mit Bern und Freiburg, und die savoisch Gesinnten, unter ihnen auch der Bischof von Genf, wurden aus der Stadt verbannt. Jetzt erhob sich der savoische Adel, besonders im Waadtlande, und die Herren prahlten, „die Stadt mit Löffeln essen zu wollen, wie man eine Suppe esse." Sie nannten sich die Löffler oder den Löffelbund, und trugen als Feldzeichen einen Löffel am Hute. Als sie aber Genf belagerten, kamen zehn tausend Berner und Freiburger und verjagten sie. Es wurde Friede gemacht unter der Bedingung, „wenn der Herzog oder sein Adel den Frieden breche, so solle die Waat den Ständen Bern und Freiburg zufallen, würde aber Genf denselben nicht halten, so sei sein Bund mit den Städten aufgehoben." Da nun bald nachher die Reformation in der Stadt Eingang fand, der Bischof vertrieben, die Messe abgeschafft, die Bilder zerstört wurden, so erhob sich der savoische Adel nochmals, und belagerte Genf. Säckelmeister Nägeli von Bern aber fiel mit sieben tausend Mann in die Waat ein, und eroberte sie fast ohne Schwertstreich. Sie blieb nun Eigenthum der Berner, und es wurde auch hier die Reformation eingeführt und der Bischof von Lausanne vertrieben. Nur Bern aber, und später dann auch Zürich ließen sich mit Genf in ein Schutzbündniß ein. Die andern reformirten Orte scheuten die beständigen Unruhen, von denen die Stadt bewegt war, und die zum Theil auch von dem Reformator Calvin und seinen Gehülfen herrührten, da sie anders Denkende mit unerbittlicher Strenge verfolgten.

Noch eine große Gefahr bereitete der Herzog Karl Emmanuel I. von Savoien der Stadt Genf. Den 11. Dezember 1602 näherte er sich mit einem bedeutenden Heere der sichern Stadt. Drei hundert seiner kühnsten Leute erstiegen nach Mitternacht in aller Stille auf mitgebrachten Leitern die Mauern. Der Anschlag schien gelungen. Zu rechter Zeit noch bemerkte aber eine Schildwache die eingedrungenen Feinde, und gab sogleich Feuer. Es entstand Lärm, und bevor die Savoier sich eines Thores bemächtigen und die Ihrigen einlassen konnten, wurden sie von den Bürgern herzhaft angegriffen und getödtet, oder über die Mauern gesprengt. Der Herzog mußte sich zurückziehen. So entging Genf glücklich der Escalade (Erstürmung). Bern schickte Hülfstruppen, und der Herzog mußte Frieden schließen, und ließ die Stadt von nun an unangefochten.

56. Bündtnerunruhen. Veltlinermord. Streit um das Veltlin. Erster Einfall der Oestreicher in Bündten.
(1603 bis 1622.)

Dreißig Jahre lang wurde Bündten durch einen Bürgerkrieg beunruhiget und verheert, in welchen sich die Spanier und Oestreicher, die Franzosen und Schweizer mischten. Spanien, das damals Mailand beherrschte, wünschte sich des Veltlins, einer bündtnerischen Landvogtei, zu bemächtigen. Die katholischen Graubündtner, an ihrer Spitze Rudolf Planta, hielten es mit Spanien und Oestreich. Allein die zahlreiche Partei der Reformirten wurde Meister. Planta mußte fliehen, und wurde vogelfrei erklärt, der Bischof von Chur entsetzt und verbannt; andere Katholiken um Geld gebüßt und einer hingerichtet. Dazu kam noch, daß in demselben Jahre 1618 den 4. Sept. der reiche Flecken Plürs und das Dorf Cilano im Thale Cleven, das die Bündtner, wie Veltlin und Worms, durch Amtleute regierten, durch einen Sturz des Berges Conto mit mehr als zwei tausend Menschen verschüttet wurden.

Rudolf Planta und seine Gefährten nahmen fürchterliche Rache. Sie warben einen Haufen Gesindel, und Jakob Robustelli wiegelte heimlich die katholischen Veltliner auf. In der Nacht vom 19. Juli 1620 kam diese Bande vor den Flecken Tirano, umzingelte und überfiel denselben. Die Sturmglocken ertönten, und nun wurden die Reformirten und die bündtnerischen Amtleute nicht nur in Tirano, sondern von Dorf zu Dorf mit einer schauderhaften Wuth und Grausamkeit ermordet. Nachdem dieser so genannte Veltlinermord mehrere Tage gedauert hatte, bemächtigten sich Robustelli und seine Gefährten der Regierung, und begaben sich unter spanischen Schutz. Das Wormserthal schloß sich ihnen an; Cleven aber blieb Bündten treu. Im Bündtnerlande erhob sich nun zwar die Partei der Reformirten auch, an ihrer Spitze Jenatsch, ein ehemaliger reformirter Pfarrer. Das Schloß Rietberg wurde eingenommen, und Pompejus Planta, einer der Anführer beim Veltlinermord, umgebracht, und nach mehreren Gefechten sahen die fünfzehn hundert Mann Hülfstruppen, welche die fünf katholischen Orte den Katholiken zur Unterstützung gesendet hatten, sich genöthigt, Bündten wieder zu verlassen; allein im Veltlin wurden dann die Reformirten von den Spaniern geschlagen, und zu gleicher Zeit drangen vom Tyrol her und aus Italien östreichische Truppen ins Bündtnerland ein, und unterwarfen sich beinahe ohne Widerstand den größten Theil desselben. Der östreichische Feldherr Baldirone hielt die Besiegten unmenschlich hart. Die reformirten Prediger wurden vertrieben, und Kapuziner sollten den Katholizismus wieder einführen. Besonders

die unglücklichen Bewohner des Prättigaus und Engadins waren der zügellosen Raubsucht der östreichischen Krieger Preis gegeben. Einst ritt ein Fähndrich auf dem Rücken eines Landmanns bergan. „So muß man," rief er aus, „die stolzen Bauern zähmen!" Solche Noth brachte endlich die Prättigauer zur Verzweiflung. Sie entflohen in die Wälder. Da ermannten sie sich wieder, bewaffneten sich mit Keulen und überfielen in der Nacht des 23. Aprills 1622 die Besatzungen und das Lager der Oestreicher. Viele Feinde wurden erschlagen, und die übrigen ergriffen die Flucht. Die Luziensteig wurde besetzt, und von allen Seiten eilten die Vertriebenen herbei und mit ihnen Glarner, Appenzeller, Zürcher. Baldirone wurde in Chur eingeschlossen, mußte sich ergeben und mit seinen Truppen das Land räumen.

57. Zweiter und dritter Einfall der Oestreicher in Bündten. Gänzliche Befreiung der Bündtner.

(1622 bis 1639.)

Oestreich war damals in den dreißigjährigen Krieg verwickelt. So bald es aber die Umstände erlaubten, fiel Baldirone wieder mit einem Heere in Bündten ein, und zwar schon im August des Jahres 1622. Vergeblich war der Widerstand der überraschten und zerstreuten Bündtner. Bei Raschnals stritten einige hundert Prättigauer unter Rudolf von Salis mannhaft gegen mehrere tausend Oestreicher, und als sie der Übermacht weichen mußten, stürzten sich dreißig dieser Tapfern mit hochgeschwungenen Keulen in den Feind, und fielen erst, nachdem sie mit gewaltigen Streichen eine Menge Oestreicher hingestreckt hatten. Ganz Bündten wurde von den Oestreichern erobert und besetzt, und das Unglück des Landes erreichte einen so furchtbaren Grad, daß viele Bündtner auswanderten; denn überall herrschten Hunger und Mangel, und verheerende Seuchen rafften zahllose Opfer hinweg.

Im Oktober 1624 nahte sich endlich ein französisches Heer, um den Oestreichern Bündten wieder zu entreißen. Die Berner, Zürcher und Walliser schlossen sich demselben an. Unter Rudolf von Salis und Jenatsch hatten sich die ausgewanderten Bündtner in Zürich gesammelt, und bildeten, eilf hundert Mann stark, mit sieben hundert Glarnern den Vortrab des Heeres. Die Östreicher flohen, und in kurzer Zeit war Bündten und das Veltlin nebst Cleven und Worms eingenommen. Allein schon im Jahre 1629 drangen abermals vier tausend Östreicher in Bündten ein, und das Elend des Volkes erreichte den höchsten Grad. Sie konnten sich indessen im Bündtnerlande nicht halten, weil der östreichische Kaiser gerade damals in Deutschland vom heldenmüthigen Schwedenkönige Gustav

Adolf hart bedrängt wurde; nur Veltlin, Cleven und Worms blieben in ihrer Gewalt. Im Jahre 1634 aber wurden sie von den Franzosen und Eidsgenossen auch aus diesen Besitzungen vertrieben. Nach dem Willen der Franzosen sollten nun Veltlin, Cleven und Worms nicht mehr Unterthanenlande der Bühdtner sein, sondern einen eigenen Staat bilden, und Bündten bloß einen jährlichen Tribut von fünf und zwanzig tausend Dukaten bezahlen. Darüber unwillig, beschlossen die Bündtner sich selbst zu helfen. Sie verbanden sich heimlich, das Land von allem fremden Drucke zu befreien. Plötzlich griff im Mai 1637 ganz Bündten zu den Waffen. Die französischen Besatzungen waren schwach, und sahen sich sogleich von allen Seiten eingeschlossen. Es blieb ihnen nichts übrig, als abzuziehen. Nun kam endlich im Jahre 1639 ein Friede zu Stande. Worms, Veltlin und Cleven fielen wieder an Bündten zurück, unter der Bedingung jedoch, daß in diesen Vogteien die katholische Religion die herrschende bleiben solle. Zehn Jahre später kauften dann diejenigen Theile Bündtens, an welche Oestreich rechtmäßige Ansprüche hatte, diese Rechte um fünf und siebenzig tausend Gulden an sich. So wurde endlich auch noch der Zehngerichtenbund ganz frei.

58. Unruhen in der Eidsgenossenschaft während des dreißigjährigen Krieges.

(1618 bis 1648.)

In Deutschland wüthete zu dieser Zeit der dreißigjährige Glaubenskrieg. In Böhmen ausgebrochen, hatte er sich nach und nach über ganz Deutschland zwischen den Katholiken und Protestanten verbreitet. Das östreichische Kaiserhaus suchte die Reformation zu unterdrücken, und war in diesem Kampfe bereits zwölf Jahre siegreich geblieben. Da kam Gustav Adolf, König von Schweden, im Jahre 1630 den bedrängten Protestanten zu Hülfe, und gab dem Kriege eine ganz andere Wendung. Bis an die Grenzen der Schweiz drangen seine siegreichen Waffen vor. Die durch Religionsstreitigkeiten in sich selbst entzweite Eidsgenossenschaft beschloß, ausländische Händel zu meiden, aber die Unverletzlichkeit ihrer Grenzen zu behaupten. Doch das gegenseitige Mißtrauen der Katholiken und Reformirten war so groß, daß sie einander zu verschiedenen Malen in der Vertheidigung ihres Gebietes und in der Beschützung ihrer Bundesgenossen hinderten. Im Jahre 1632 wurde die Bundesstadt Mühlhausen durch schwedische und östreichische Streifzüge bedroht. Da sandten Zürich und Bern Mannschaft zu ihrem Schutze. Die Berner aber, fünf und siebenzig Mann stark, wurden im Kanton Solothurn bei Ballstall von einer solothurnischen Wache angehalten, vom schnell aufgebotenen Landsturme umringt, mehrere erschossen, viele

verwundet und alle entwaffnet. Solothurn mußte freilich nachher einige der Thäter für diesen Friedensbruch mit dem Tode bestrafen, aber Mißtrauen und Haß blieben. Noch größer wurde die Uneinigkeit in der Eidsgenossenschaft, als der schwedische Feldherr Gustav von Horn, um vor die Stadt Konstanz zu ziehen, die zürcherische Stadt Stein zwang, ihm die Thore zum Durchzuge zu öffnen. Die katholischen Orte überhäuften nun die Reformirten mit Vorwürfen, daß sie es heimlich mit den Schweden hielten, und die Stände Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug brachen mit drei tausend Mann auf, um sich mit den Östreichern am Bodensee zu vereinigen. Da griff auch Zürich zu den Waffen, und drohte, wenn sie dieß thäten, sogleich den Schweden zuzuziehen. Glücklicher Weise hob der schwedische Feldherr die Belagerung von Konstanz bald wieder auf, und die feindlichen Heere entfernten sich von den schweizerischen Grenzen. Die Zürchertruppen eilten jetzt Schaffhausen zu Hülfe, das von östreichischen Schaaren verheert wurde. Die im Felde liegenden katholischen Stände ließen ihren Grimm an einem Bürger von Zürich aus. Kilian Kesselring, Anführer im Thurgau, hatte durch den Landsturm den verheerenden Streifzügen der östreichischen Besatzung in Konstanz ein Ziel zu setzen gesucht. Da wurde er nach Wyl, wo die Katholiken standen, gesendet, um Zuzug gegen die Uebermacht des Feindes zu verlangen. Allein man warf ihn dort ins Gefängniß, und führte ihn dann nach Schwyz, und brachte ihn auf die Folter, um ihm ein Bekenntniß über einen geheimen Bund der Reformirten mit den Schweden abzunöthigen. Über diese Gewaltthat waren die reformirten Stände höchst aufgebracht, und es drohte von Neuem ein Bürgerkrieg. Mehrere Tagsatzungen konnten den Streit nicht schlichten. Endlich wurde Kesselring von den V katholischen Orten ehr- und wehrlos erklärt, aus ihrem Gebiete verbannt, und nachdem er über fünf Vierteljahre im Kerker geschmachtet, und mehr als dreizehn tausend Gulden Buße, Prozeß- und Arztkosten bezahlt hatte, wieder entlassen. Er kam mit gelähmten Gliedern nach Zürich. Die Stände Zürich und Bern waren über dieß Verfahren mit einem rechtschaffenen, allgemein geachteten Manne empört; allein sie ließen es, um den Ausbruch des Bürgerkrieges zu vermeiden, bei fruchtlosen Gegenvorstellungen bewenden. Zürich suchte seinem unglücklichen Bürger das erlittene Unrecht einiger Maßen wieder durch ein einträgliches Amt zu vergüten.

Im Jahre 1641 entstanden im Kanton Bern Unruhen wegen einer Steuer, welche die Regierung auf unbestimmte Zeit ausgeschrieben hatte, um die häufigen Kriegskosten zu decken. Die Regierung ließ einige der Rädelsführer verhaften. Da entstand ein Auflauf, und die Stadt nahm Besatzung ein. Es gelang jedoch

einer eidsgenössischen Gesandtschaft die Ruhe wieder herzustellen dadurch, daß die mäßige Steuer nur auf sechs Jahre festgesetzt wurde. Im Kanton Zürich erhob sich im Jahre 1646 ebenfalls einer Kriegssteuer wegen ein gefährlicher Aufruhr in der Grafschaft Kyburg, im Knonaueramt und in den Seegegenden, besonders am linken Seeufer. Die Stadt sah sich genöthigt, die treu gebliebenen Gegenden unter die Waffen zu rufen, und bald hatte sie ein Heer von acht tausend Mann zusammengebracht. Die unruhigen Ortschaften wurden besetzt und entwaffnet, und mußten schwere Geldbußen bezahlen. Sieben Rädelsführer wurden mit dem Schwerte hingerichtet.

Endlich machte der Friedens-Congreß zu Münster und Osnabrück im Oktober des Jahres 1648 dem verheerenden dreißigjährigen Kriege in Deutschland ein Ende. Johann Rudolf Wettstein, Bürgermeister zu Basel, wohnte diesem Congresse als Gesandter der Eidsgenossenschaft bei, und wußte durch seine Klugheit und Entschlossenheit zu bewirken, daß die gänzliche Unabhängigkeit der Schweiz vom deutschen Reiche anerkannt wurde.

59. Der Bauernkrieg. (1653.)

Zu dem Glaubenshasse zwischen den Reformirten und Katholiken in der Schweiz kam jetzt noch eine neue Gefahr. Es herrschte nämlich unter dem Landvolke in mehreren Kantonen große Unzufriedenheit. Bern hatte, um das Münzwesen besser zu ordnen, die schlechte Scheidemünze anderer Kantone verboten, und die eigene bedeutend im Werthe herabgesetzt, wodurch besonders ärmere Leute zu Schaden kamen. Dieß erregte Mißvergnügen. Die Unzufriedenen traten da und dort zusammen. Man beklagte sich nicht nur über diese, sondern über noch manche andere drückende Verordnung, besonders über den Salz- und Pulverhandel der Regierung, über Zölle und Abgaben, und den Stolz und die Härte vieler Amtleute. Immer größer und allgemeiner wurde die Aufregung. Im Kanton Luzern kam es zuerst zu unruhigen Auftritten. Die Regierung hatte ebenfalls die Scheidemünze herabgesetzt. Dieser Verordnung widersetzten sich die Entlibucher, und jagten einen Schuldenboten fort, der Schulden bei ihnen eintreiben sollte. Eine Gesandtschaft der Regierung konnte die erhitzten Gemüther nicht beruhigen. Zu Wollhausen traten die Landleute zusammen, und machten einen Bund, die Herrschaft der Stadt zu stürzen. Mit den unruhigen Berner-Landleuten setzten sie sich sogleich in Verbindung. Eine Gesandtschaft der katholischen Orte, die zum Frieden reden wollte, nahmen sie gefangen, besetzten die Straßen nach Luzern, und schnitten der Stadt die Zufuhr ab. Jetzt rüsteten sich die Eidsgenossen, der Empörung ein Ende zu machen. Den Anführern entsank der Muth.

Sie entließen die eidsgenössischen Gesandten, und baten sie um ihre Fürbitte. Es kam wirklich ein billiger Vergleich zu Stande. Allein kaum war die Ruhe wieder hergestellt, so empörte sich das ganze Bernergebiet mit Ausnahme der Städte Thun, Aarburg, Zofingen, Aarau, Brugg und Lenzburg. Da kamen Gesandte von sechs reformirten Kantonen nach Bern, und es gelang ihnen eine Vermittlung zwischen Bern und den Gemeinden zu Stande zu bringen. Allein jetzt erhoben sich die Landleute im Kanton Luzern von Neuem, und wollten ihren Bund von Wollhausen nicht aufgeben. Im Aargau und Emmenthal, in den Kantonen Solothurn und Basel hielten sich viele Landleute zu ihnen, und die Empörung griff immer weiter um sich. In Sumiswald hielten sie den 13. Aprill 1653 eine Landsgemeinde, und erwählten den Niklaus Leuenberger von Schönholz zum Haupte der Unternehmung. Auf den 30. Aprill 1653 wurde ein Landtag für alle Unterthanen der Eidsgenossenschaft nach Hutweil im Kanton Bern angesagt. Er wurde aber von so wenigen besucht, daß man einen zweiten ansetzte, der dann größere Theilnahme fand. Alle freundlichen und ernsten Ermahnungen von Seite der Obrigkeit und der Eidsgenossen fruchteten nichts bei den stürmischen Volkshaufen. Sie wurden immer anmaßender und überließen sich den größten Ausschweifungen. Wer nicht mit ihnen hielt, wurde mißhandelt. Mehrern, die ruhig bleiben wollten, wurden die Bärte und sogar die Ohren abgeschnitten. Da mahnte der Vorort Zürich die ganze Eidsgenossenschaft. Sogleich griffen auch die Landleute zu den Waffen, bemächtigten sich der wichtigsten Pässe, und schlossen Aarau, Brugg, Bern und Luzern ein. Es herrschte unter ihnen jedoch keine Ordnung. Im Kanton Bern hatte sich die Hauptmacht der Bauern eine Stunde vor der Stadt gelagert. Als die Berner ausrückten, baten sie um einen gütlichen Vergleich. Bern gab in vielen Stücken nach, und verlangte nur Huldigung. Bald aber bereuten die Empörten den Friedensschluß wieder, und wollten nicht abziehen. Endlich entfernte sich ein Theil, und andere blieben noch an verschiedenen Orten unter den Waffen. Von der Huldigung wollten sie nichts wissen. Inzwischen aber war auch Zürich in Verbindung mit St. Gallen, Schaffhausen und Thurgau, neun tausend Mann stark, ins Feld gerückt mit zahlreichem Geschütze unter General Konrad Werdmüller. Bei fünf tausend Mann unter Oberst Zweier kamen aus den katholischen Orten. Zwanzig tausend Landleute standen ihnen, von Leuenberger geführt, entgegen. Sie fingen zwar zu unterhandeln an, versuchten aber vor Ablauf der Bedenkzeit einen Angriff. Nach einem vierstündigen Gefechte bei Wollenschweil mußten sich die Bauern, nachdem sie großen Verlust erlitten hatten, zurückziehen. Sie baten um Frieden. Es

wurde ihnen vorgeschrieben, den Bundesbrief auszuliefern, heim zu kehren, und die Bestrafung der Rädelsführer zu gewärtigen, so wie den rechtlichen Entscheid über die streitigen Punkte zwischen ihnen und ihren Obrigkeiten. Nur die Luzerner und Freienämtler wollten von diesem Vergleiche nichts wissen. Auch Sigmund von Erlach war mit sieben tausend Bernern ausgezogen, das Landvolk zur Huldigung zu zwingen. Bei Herzogenbuchsee wurde er plötzlich von mehrern tausend Landleuten angegriffen. Es entstand ein heftiges Gefecht. Von Haus zu Haus und aus dem ummauerten Kirchhofe mußten die Bauern nicht ohne viel Blutvergießen vertrieben werden, worauf sie sich zerstreuten. Das Entlibuch wurde von Zweiers Truppen eingenommen und besetzt. Das Zürcher- und Bernerheer trafen bei Langenthal auf einander. Die Landschaft wurde entwaffnet, die Rädelsführer nahm man gefangen. Über vierzig Personen büßten mit dem Tod den Aufruhr, auch die beiden Hauptanführer Leuenberger und Christian Schybi von Escholsmatt. Leuenberger wurde zu Bern hingerichtet; Schybi zu Sursee enthauptet.

60. Religionskrieg. Treffen bei Vielmergen. Wigoldinger-Handel. Neuenburg wird Preußisch.

(1656 bis 1707.)

Kaum waren die Unruhen des Bauernkrieges gestillet, so entstand von Neuem Streit unter den Eidsgenossen des Glaubens wegen. In den gemeinen Herrschaften besonders, wo bald katholische und bald reformirte Landvögte regierten, fehlte es nie an gegenseitigen Reibungen. Daß damals die Berner und Zürcher ihre Hauptstädte befestigten, vermehrte das Mißtrauen der Katholiken, und die Reformirten beschwerten sich hinwieder über den Borromäischen Bund, so wie über die Verbindung der Katholiken mit dem Bischofe von Basel, mit Savoien und Spanien. Da kamen im September 1655 sechs Haushaltungen, sechs und dreißig Personen stark, die des evangelischen Glaubens wegen von Arth im Kanton Schwyz hatten fliehen müssen, nach Zürich, und flehten um Schutz. Der Rath von Zürich nahm sich ihrer an, und ersuchte die Regierung von Schwyz um Verabfolgung ihres Vermögens. Schwyz aber antwortete mit Bitterkeit, und beschuldigte die Entflohenen der Wiedertäuferei. Ihre Güter in Arth wurden eingezogen, ihre zurückgebliebenen Verwandten verhaftet, auf die Folter gebracht, drei derselben sogar hingerichtet, und drei andere an die Inquisition zu Mailand abgeliefert. Die Zürcher riefen das eidsgenössische Recht an; Schwyz aber wollte davon nichts hören. Da griffen die Zürcher zu den Waffen. Sie zogen den 7. Januar 1656 vor Rapper-

schweil, fanden aber die Stadt schon von den Schwyzern besetzt, belagerten sie vergeblich, und plünderten die Umgegend. Zu gleicher Zeit nahmen sie Kaiserstuhl und Rheinau ein, und ließen sich auch dort Plünderungen zu Schulden kommen. Sie besetzten Klingnau, und bemächtigten sich des Thurgau, das ihnen huldigen mußte. Die katholischen Orte hingegen legten Besatzungen in die Städte Bremgarten, Mellingen und Baden. Bern hatte sein Volk ebenfalls aufgeboten, die Grenzen gegen Freiburg und Solothurn verwahrt, und acht bis neun tausend Mann ins Freienamt vorgeschoben. Diese lagerten sich beim Dorfe Vielmergen, das von ihnen geplündert wurde, und in Brand gerieth. Es herrschte unter ihnen so wenig Ordnung, daß die Anführer sich größten Theils in Lenzburg befanden, während man im Lager selbst jede Wachsamkeit vernachlässigte. Dieß benutzte Christoph Pfyfer, Oberst von Luzern. Er näherte sich den 23. Januar gegen Mittag mit etwa drei tausend Luzernern, einigen Zugern und Unterwaldnern und ungefähr siebenzehnhundert Freienämtlern durchs Gehölz dem sorglosen Feinde, der sogar die Warnung eines bernerischen Vorpostens verachtete, und sich in seiner Sicherheit nicht stören ließ. Plötzlich um zwei Uhr feuerten die Luzerner aus einem Hohlwege hervor auf die Berner, die vor Bestürzung sich kaum zu ordnen vermochten, und da dieß endlich gelungen war, nur zwei Mal ihre Feldstücke abfeuern konnten, weil es ihnen an Pulver und Kugeln fehlte. Sie hielten sich für verrathen. Jetzt stürmten die Luzerner heran. Die bernerische Reiterei mußte weichen, und auch in kurzer Zeit das Fußvolk. Eine Abtheilung des Heeres, die im Anrücken begriffen war, blieb unthätig stehen. Eine andere Bernerschar hingegen, die in den Weinbergen aufgestellt war, deckte den Rückzug tapfer, und zog sich erst bei einbrechender Nacht zurück. Über acht hundert Mann und zehn Feldstücke hatten die Berner verloren. Jetzt arbeitete man von Neuem am Frieden, wobei sich der Bürgermeister Wettstein von Basel besonders verdient machte, und da beide Parteien erschöpft waren, so gelang es, wenigstens die Ruhe wieder herzustellen; aber die gegenseitige Erbitterung blieb, und war größer, als jemals. Besonders in den gemeinen Herrschaften war der Glaubenseifer groß. Am Pfingstfeste 1664 führte ein Werber von Luzern drei und vierzig für Spanien geworbene, berauschte Rekruten von Konstanz her durchs Thurgau. In Lippersweil drangen einige derselben lärmend und mit gezogenen Degen in die reformirte Kirche. Ein Weib lief voll Schrecken nach Wigoldingen, und schrie in die Kirche, „es sei fremdes Kriegsvolk eingedrungen, und in Lippersweil werde gemordet.“ Sogleich ertönte die Sturmglocke, und bewaffnet eilten die Wigoldinger herbei. Sie trafen auf die Rekruten, erschlugen fünf, nahmen

andere gefangen und die übrigen zerstreuten sich. Zürich suchte die übereilte That zu entschuldigen; allein die katholischen Orte griffen zu den Waffen. Man besetzte gegenseitig die Grenzen; doch konnten die unparteiischen Orte den Ausbruch des Krieges verhindern. Die Wigoldinger aber wurden von den katholischen Orten bestraft. Zwei derselben wurden an den Pranger gestellt, zwei andere enthauptet, und die Gemeinde selbst zu großen Kosten verurtheilt. Umsonst bat Zürich rührend für die Unglücklichen. Im ganzen Kanton aber sammelte man Steuern für die hart mitgenommenen Wigoldinger. Streitigkeiten dieser und anderer Art beunruhigten damals die Eidgenossenschaft fast ununterbrochen. Im Jahre 1694 starb der letzte Fürst von Neuenburg ohne Erben, und im Jahre 1707 wurde durch die neuenburgischen Landstände mit Genehmigung der Eidsgenossen der König von Preußen zum Fürsten von Neuenburg gewählt.

61. Toggenburger- oder Zwölferkrieg.

(1700 bis 1718.)

Veranlassung desselben.

Im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts herrschte zwar in der Schweiz scheinbar Frieden; allein das Mißtrauen und die Zwietracht unter den Kantonen dauerten fort, und nicht selten wurde die Ruhe da und dort durch die Unzufriedenheit des Volkes gestört, das an manchen Orten in seinen Rechten sich gekränkt sah. In Genf gelang es im Jahre 1707 den vornehmen Geschlechtern, ihre angemaßten Vorrechte über die empörte Bürgerschaft zu behaupten, nur dadurch, daß sie Zürich und Bern um Hülfe anriefen, und von ihnen unterstützt, durch Waffengewalt und Hinrichtung mehrerer ihrer Gegner die Ruhe wieder herstellten. Gefährlicher wurde dann ein Streit zwischen dem Abte von St. Gallen und den Toggenburgern. Durch Kauf war das Toggenburg an den Abt von St. Gallen gekommen. Es hatte unter seinen Grafen große Vorrechte genossen, welche ihm auch von den Äbten feierlich bestätigt worden waren. Im Laufe der Zeiten aber suchten diese nach und nach das Land um seine Rechte zu bringen. Besonders hart hielt der Abt Leodegar Bürgisser von Luzern die Toggenburger. Er betrachtete sich als unumschränkten Herrn des Landes, und ließ vorzüglich bei jeder Gelegenheit die Reformirten seinen Unwillen fühlen. Einst befahl er den Toggenburgern, eine neue Straße durch den Hummelwald zu bauen. Diese aber widersetzten sich dem Befehle, weil sie in demselben den Anfang neuer Frohndienste erblickten, von denen sie sich schon zwei Mal losgekauft hatten, und als ihnen der Landvogt Besenval die Schlüssel zum Landes-Archiv verweigerte, ließen

sie den Schrank durch den Schlosser öffnen, und wandten sich um Schutz an die Stände Schwyz und Glarus, mit denen Toggenburg im Landrecht stand. Der Abt aber zog ihre sechs Abgeordneten nach ihrer Rückkehr vor das Landgericht, das sie um fünf hundert und vierzig Reichsthaler büßte, und für ehr- und wehrlos erklärte auf Lebenszeit. Der Landweibel Germann wurde sogar des Todes schuldig erklärt, seine Strafe jedoch auf Gefangenschaft gemildert. Glarus beschloß, das Toggenburg bei seinen Freiheiten zu schützen, und zu Schwyz, wo man sonst den reformirten Toggenburgern ihres Glaubens wegen eben nicht günstig war, hieß es auf der Landsgemeinde, „man müsse ihnen doch helfen, wären sie auch Türken oder Heiden". Der Abt hingegen begehrte ein eidsgenössisches Schiedsgericht, fand aber wenig Gehör, weil er vor Kurzem ein Schutzbündniß mit dem Hause Östreich geschlossen hatte. Die Toggenburger trauten indessen Schwyz und Glarus nicht ganz, und wandten sich daher auch noch an Zürich und Bern. Da aber diese beiden reformirten Stände sich sogleich mit vielem Eifer in den Streit mischten, so erwachte der Argwohn der katholischen Orte, und sie hielten es von nun an mit dem Abte, auch Schwyz nicht ausgenommen, wo sogar der Rathsherr Joseph Anton Stadler, weil er sich vorzüglich der Toggenburger angenommen hatte, als Urheber dieses Streites und Unruhstifter zum Tode verurtheilt und mit dem Schwerte hingerichtet wurde. Im Toggenburg selbst herrschte die größte Zwietracht und Erbitterung. Die katholischen Gemeinden erklärten sich nun auch wieder für den Abt, und der reformirte Gottesdienst wurde zu verschiedenen Malen an mehrern Orten auf eine empörende Weise gestört, so daß es selbst zu blutigen Auftritten kam. Johann Ulrich Nabholz, früher Schuster, dann Soldat, und jetzt Advokat zu Zürich, nahm sich als Sachwalter bei Tagsatzungen und Conferenzen der reformirten Toggenburger mit vielem Eifer und großer Gewandtheit an, und erwarb sich bei ihnen bald allgemeines Zutrauen. Übrigens dauerte dieser ordnungslose Zustand bis zum Jahre 1712. Alle Bemühungen der unparteiischen Orte, den Streit beizulegen, blieben fruchtlos. Endlich erklärten das Toggenburg und die Stände Zürich und Bern dem Abte von St. Gallen den Krieg im Aprill des erwähnten Jahres.

62. Eroberung der Städte Wyl, Mellingen, Bremgarten und Baden.

(Aprill bis Juni 1712.)

Die Toggenburger eröffneten unter Anführung des Nabholz den Feldzug, indem sie sich einiger Klöster und wichtiger Päße bemächtigten. Die äbtischen Scharen besetzten, über vier tausend Mann

stark, das Städtchen Wyl unter dem Oberst Felber von Kaiserstuhl. Auch die fünf katholischen Orte waffneten sich, vorzüglich auf Anstiften des päpstlichen Nunzius, der durch die Geistlichkeit das Volk aufregen ließ. Sie besetzten die freien Ämter, das Reußufer und Baden. Dennoch gelang es zwei tausend Bernern, sich im Wehnthal mit drei tausend Zürchern zu vereinigen. Ein anderes Zürcherheer war nach dem Thurgau gezogen, hatte sich desselben versichert, und griff dann in Verbindung mit den Toggenburgern Wyl an, aber ohne Erfolg. Da machte Oberst Felber einen Ausfall, drang plündernd ins Thurgau, und seine Leute erlaubten sich solche Grausamkeiten selbst gegen Wehrlose, daß der Landsturm erging. Alles eilte herbei, selbst Weiber und Knaben, und die Thurgauer verfuhren nun gegen die Katholiken nicht minder wüthend und grausam. Jetzt wurde Wyl von den Zürchern ernstlich belagert und beschossen, während Nabholz einen Streifzug nach Goßau hin unternahm. Als nun durch die Beschießung mehrere Gebäude der Stadt in Brand geriethen, und viele der Belagerten ihre eigenen Häuser in der Ferne brennen sahen, da wurde alles muthlos, und ein großer Theil der Besatzung lief davon. Die Stadt mußte sich ergeben, und wurde mit tausend Mann besetzt. Das Volk, das sich verrathen glaubte, gerieth in Wuth, und der Oberst Felber wurde von seinen eigenen Leuten ermordet, sein Leichnam in Stücke zerhauen, und in die Sitter geworfen. Andere äbtische Anführer mußten Schutz bei den Feinden suchen. Das ganze Gebiet des Abtes, der bereits mit seinen Schätzen entflohen war, unterwarf sich den Zürchern und Bernern. Inzwischen war das andere Heer der vereinigten Zürcher und Berner in die freien Ämter eingedrungen. Dort standen die Luzerner mit den Wallisern und einiger Hülfe von Zug und Unterwalden, etwa vier bis fünf tausend Mann stark. Im Bremgartnerwalde kam es zu einem hitzigen Treffen, der sogenannten Staudenschlacht. Die Katholischen lagen im Walde, und empfingen die anrückenden Berner mit einem lebhaften Feuer, so daß der Vortrab in Unordnung wich. Die Entschlossenheit der Anführer und die Ordnung der übrigen Mannschaft verhinderte größern Verlust. Von Neuem drangen die Reformirten in den Wald, und die Luzerner mußten nach tapferer Gegenwehr weichen. Jetzt ergaben sich Bremgarten und Mellingen. Die Zürcher aber rückten, vier tausend Mann stark, unter dem Obersten Hans Kaspar Werdmüller vor Baden, belagerten die Stadt, und beschossen sie aus vierzig Kanonen und Mörsern. Die Brustwehr des Schlosses stürzte über die Felsen hinunter; doch beantworteten die Belagerten das Feuer sehr lebhaft, und machten sogar einen Ausfall. Als aber am Abend des folgenden Tages, des dreißigsten Juni, auch die Berner, sechs tausend Mann stark, und mit zwanzig

Stücken Geschütz die Stadt von der andern Seite, von den großen Bädern her, angriffen, da entfiel den Belagerten der Muth, und die Stadt capitulirte. Die sechs bis sieben hundert Mann starke Besatzung aus den fünf Orten, größten Theils von Luzern, nebst einigen hundert aus der Grafschaft Baden erhielten freien Abzug. Die Stadt mußte sich auf Gnade ergeben. Es wurde ihr ungestörte Freiheit zugesichert, doch unter der Bedingung, daß sie außerhalb der Mauern eine reformirte Kirche erbaue. Alles Geschütz sammt den übrigen Kriegsvorräthen und das Silbergeschirr der Stadt fielen den Siegern anheim. Die Festungswerke und das alte Schloß wurden zerstört. Baden erhielt eine Besatzung von tausend Mann, und mußte Zürich und Bern Treue schwören.

63. Landesfrieden zu Aarau. Wiederausbruch des Krieges. Schlacht bei Vielmergen. (1712.)

Die katholischen Orte zeigten sich nun geneigt, Frieden zu schließen, und es trat ein Kongreß in Aarau zusammen. Die Bedingungen lauteten sehr günstig für die Reformirten. Die Grafschaft Baden, die Städte Mellingen und Bremgarten, nebst einem beträchtlichen Theile der freien Ämter sollten ihnen abgetreten werden. Luzern und Uri traten dem Frieden bei; aber in den Kantonen Schwyz, Unterwalden und Zug herrschte große Unzufriedenheit. Man wollte von solchen Abtretungen nichts hören. Die Geistlichkeit regte das Volk auf, und die Männer, die zum Frieden gerathen hatten, wurden verfolgt. Der Hauptmann Ackermann von Nidwalden machte sogar einen Anschlag auf Luzern, und suchte mit dreihundert Mann die Stadt durch einen nächtlichen Überfall einzunehmen. Er mußte aber, da er die Bürger wachsam fand, wieder abziehen. Da sammelte er in Verbindung mit dem Obersten Reding von Schwyz eine Freischar bei St. Wolfgang im Kanton Zug, und bald hatten sie gegen vier tausend Mann beisammen. Die Berner, welche mit sieben bis acht tausend Mann bei Muri standen, und durch einen Vorposten von vierzehn hundert Mann bei Sins die Brücke über die Reuß besetzt hatten, und die Zürcher, die, sechs tausend Mann stark, bei Knonau und Maschwanden lagen, ahneten von dieser neuen Waffenhebung nichts. Die Katholischen aber gingen bei der Gisliferbrücke über die Reuß, und überfielen plötzlich die sorglosen Berner bei Sins. Viele wurden im ersten Schrecken niedergemacht. Einem Theile gelang es, sich tapfer durchzuschlagen, und nach Muri zurückzuziehen. Drei hundert aber wurden abgeschnitten, und auf dem ummauerten Kirchhof eingeschlossen. Sie vertheidigten sich muthig, und erst nach dreistündigem Kampfe erlagen sie der Übermacht. Einige, die sich in den Kirchthurm zurück-

gezogen hatten, wurden durch den Rauch angezündeten, nassen Strohes entweder erstickt, oder gezwungen herunterzuspringen. Viele Verwundete und Gefangene wurden mißhandelt, verstümmelt, mit Hunden gehetzt. Ueber hundert Todte hatten die Berner. Der Verlust der Sieger war aber auch nicht unbedeutend. Ackermann, der vielen Gefangenen mit Mühe das Leben rettete, war selbst verwundet und Reding todt. Zwei Tage später, den 22. Juli 1712, wurden auch die Zürcher in den Verschanzungen am Richterschweiler-Berg angegriffen; aber sie leisteten in der Bellen- und Sternschanze unter Major Werdmüller und dem Hauptmann Keller von Ohringen so entschlossenen Widerstand, daß die Katholischen ihrer Überlegenheit ungeachtet nach siebenstündigem Kampfe mit großem Verluste abziehen mußten. Im Dorfe Hütten fand man in den Häusern einen Greis und sieben Weibspersonen, die sie grausam ermordet hatten. Jetzt wurde auch Luzern durch das aufgehetzte Volk gezwungen, den bereits eingegangenen Frieden wieder zu brechen, und ins Feld zu rücken. Zehn tausend Mann der fünf Orte drangen in die freien Ämter ein. Die Berner zogen sich nach Vielmergen zurück, wo sie hinter dem Dorfe eine feste Stellung einnahmen. Am Mergen des 25. Juli begann das Kanonenfeuer, das bis gegen Mittag fortdauerte, und immer lebhafter wurde. Um ein Uhr griff der linke Flügel der Berner die Ländler und Freienämtler an, welche auf dem rechten Flügel des katholischen Heeres standen. Heftig war der Widerstand, bis endlich die Freienämtler wichen. Da drang das bernerische Fußvolk, von der Reiterei unterstützt, mit dem Bajonette in den Feind, und trieb ihn in den nahen Eichwald, und in die sumpfige Bünz, wo viele der Fliehenden den Tod fanden. Dessen ungeachtet rückten die Luzerner in guter Ordnung vor und machten einen raschen Angriff auf den rechten Flügel der Berner, der bald ihrer Übermacht weichen mußte. Vergebens riefen die Zurückgedrängten ihren siegreichen linken Flügel zu Hülfe. Er hatte sich, den fliehenden Feind verfolgend und Beute machend, gänzlich aufgelöst. Muthlosigkeit bemächtigte sich der Berner, besonders da mehrere bedeutende Offiziere tödtlich, oder schwer verwundet waren, unter ihnen der General-Quartiermeister Tscharner und der General von Dießbach. Wohl eine Viertelstunde weit war man gewichen, und bereits floh das schwere Geschütz Lenzburg zu. Da übernahm der siebenzigjährige Venner Samuel Frisching, Präsident des Kriegsrathes, das Kommando, sprach kurz und kräftig den Leuten Muth ein, und führte sie von Neuem gegen den Feind. Der Angriff war so heftig, daß die Katholischen erschrocken wichen. Noch ein Mal suchten sie in einem Tannenwalde Stand zu halten; allein sie wurden von den Bernern mit dem Bajonette angegriffen

und völlig geschlagen. Über zwei tausend Todte ließen sie auf dem Schlachtfelde zurück, wo sie vor sechs und fünfzig Jahren denselben Feind geschlagen hatten. Jetzt wünschten die katholischen Orte den Frieden, da sie sich von den Reformirten in ihren eigenen Ländern bedroht sahen. Er kam endlich den 11. August 1712 in Aarau zu Stande. Die fünf katholischen Orte mußten ihre Rechte auf die Grafschaft Baden, und die Städte Bremgarten, Mellingen und Rapperschweil, und die untern freien Ämter an Zürich und Bern abtreten, mit Vorbehalt der Rechte des Standes Glarus, Bern in die Herrschaft über das Thurgau, Rheinthal und Sargans und die obern freien Ämter aufnehmen, und eine vollkommene Gleichstellung beider Religionsparteien in den gemeinen Herrschaften sich gefallen lassen. In den reformirten Orten herrschte große Freude über diesen Friedensschluß, während die katholischen Orte trauerten, und ihr Mißvergnügen nicht verbergen konnten. Der Abt Leodegar von St. Gallen verwarf den Frieden, und starb außerhalb des Landes. Die Zürcher und Berner hielten inzwischen sein Land besetzt. Nach seinem Tode nahm sein Nachfolger Abt Joseph 1718 den Frieden an, und erhielt seine Länder und auch das Toggenburg wieder, jedoch unter Zürichs und Berns Schutz; auch mußte er den Toggenburgern größere Rechte und Freiheiten zusichern.

Unruhen in den letzten Zeiten der alten Eidsgenossenschaft.

(1712 bis 1798.)

64. Parteiung in Zug. Werdenberger=, Wilchinger=, Udligenschweiler=Handel.

Nachdem durch den zweiten Landesfrieden in Aarau die Ruhe wieder hergestellt worden war, entstand zwar sechs und achtzig Jahre lang in der Schweiz kein Krieg mehr; aber die Spannung unter den Ständen und zwischen den Regierungen und ihren Unterthanen dauerte fort, und verursachte beinahe ununterbrochene Unruhen, welche allmählig den Untergang der alten Eidsgenossenschaft vorbereiteten.

Parteiung im Kanton Zug.
(1712 bis 1764.)

Seit beinahe zwei hundert Jahren stand in Zug die Familie Zurlauben im höchsten Ansehen, so daß sich dieselbe fast ununterbrochen im Besitze der ersten Würden sah. Beim französischen Hofe genoß dieselbe so hohe Gunst, daß durch sie die französischen Jahrgelder vertheilt, und noch mehrere heimliche Gnadenbezeugungen an solche

gespendet wurden, die sich für Frankreichs Zwecke besonders thätig zeigten. Es gab aber in Zug auch eine östreichisch gesinnte Partei, die den größten Haß auf die zurlaubische Familie warf. Der Rathsherr Schuhmacher stand an ihrer Spitze, und er und sein Anhang, „die Linden" genannt, thaten ihr Möglichstes, das Volk gegen die Zurlauben und ihre Freunde, „die Harten," aufzubringen. Sie verdächtigten dieselben der Veruntreuung und Parteilichkeit, und wirklich gelang es ihnen im Jahre 1729 die angefeindete Familie zu stürzen. Der Landammann Fidel Zurlauben mußte fliehen, und wurde nebst vielen seiner Freunde und Verwandten verbannt. Er starb in der Verbannung. Schuhmacher wurde 1731 Landammann. Schon nach drei Jahren aber nahm seine Gewaltherrschaft ein Ende. Das Ausbleiben der französischen Gelder erregte große Unzufriedenheit gegen ihn, und bald war es um seine Gunst beim Volke geschehen. Er sollte Rechnung über die Staatsgelder ablegen, und konnte es nicht. Da rief man die Vertriebenen wieder ins Land zurück. Schuhmacher wurde unter den Galgen gestellt. Er mußte die Bildnisse der Verbannten, die daselbst hingen, auf seinen Schultern nach dem Rathhause tragen. Dann wurde er zu dreijähriger Galeerenstrafe nach Sardinien abgeführt. In Turin aber ereilte ihn der Tod.

Empörung der Werdenberger gegen Glarus.
(1719 bis 1725.)

Im Jahre 1719 verweigerte die Landschaft Werdenberg den Glarnern, denen sie seit 1517 durch Kauf unterthan geworden war, den Huldigungseid. Die Landsgemeinde zu Glarus hatte nämlich den Werdenbergern, die sich öfters über Verletzung ihrer Rechte und Freiheiten durch die Landvögte beklagten, eine Urkunde, die ihnen früher vom glarnerischen Landrathe zum Schutze gegen solche Bedrückungen ausgestellt worden war, zur Einsicht abgefordert, und nicht wieder zurückgegeben. Sie weigerten sich daher zu huldigen, bis sie ihre Briefe wieder hätten. Glarus aber wollte sie nicht herausgeben. Vergeblich wandten sich die Werdenberger an die Tagsatzung. Die Glarner verlangten nun, sie sollten Ausschüsse nach Glarus senden zur Ausgleichung des Streites. Als diese erschienen, und nicht auf die Forderungen ihrer Oberherren eingehen wollten, wurden sie gefangen gesetzt und mißhandelt, und einer derselben starb plötzlich im Kerker. Jetzt verbanden sich die kühnsten Werdenberger eidlich, Gut und Blut an die Sache des Landes zu setzen. Da schickten die Glarner theils verkleidet, theils zur Nachtzeit fünf und siebenzig Mann ins Schloß Werdenberg. Die Werdenberger zogen die Sturmglocke, und schlossen die Feste ein. Als aber neun-

zehn hundert Glarner über den Schollberg sich nahten, zerstreuten sie sich. Zürich vermittelte. Die Glarner zogen wieder ab, und die Werdenberger versprachen Unterwerfung. Kaum aber war die Gefahr vorüber, so erneuerten sie ihre Forderungen, durch eine verlangte Holzlieferung ins Schloß und durch die Nachfrage nach vorhandenen Abschriften der entzogenen Urkunde von Neuem gereizt. Jetzt rückten wieder acht hundert Glarner den 2. Jenner 1722 ins Werdenbergische ein, ohne Widerstand zu finden. Sie trafen nicht mehr, als zehn Männer zu Hause an; die andern waren entflohen. Doch bei der anhaltenden Winterkälte wurden die letztern den Nachbarn, zu welchen sie ihre Zuflucht genommen, bald zur Last, und sahen sich genöthigt, wieder heim zu kehren. Viele derselben wurden ernstlich bestraft, und dieser Aufstand kostete das Ländchen über siebenzig tausend Gulden. Im Jahre 1725 aber half Glarus manchen Beschwerden der Werdenberger ab, und im Jahre 1734 erhielten sie die ihnen abgenommenen Waffen wieder, und nach und nach trat ein besseres Verhältniß zwischen den Glarnern und ihren Unterthanen in Werdenberg ein.

Wilchinger-Handel im Kanton Schaffhausen. (1717 bis 1729.)

Im Kanton Schaffhausen entstanden im Jahr 1717 Unruhen wegen einer neuen Wirthschaft, welche die Obrigkeit in der Gemeinde Wilchingen errichtet hatte. Die Wilchinger glaubten ihre Rechte dadurch verletzt, und verweigerten die Huldigung. Als die Schaffhauser Truppen hinsandten, entfloh ein großer Theil der Einwohner. Die Entwichenen suchten Schutz und Hülfe bei benachbarten Fürsten, ja wandten sich sogar an den Kaiser, und fanden nicht ungeneigtes Gehör. Umsonst forderten die Eidsgenossen sie zu verschiedenen Malen zum Gehorsam auf. Im Vertrauen auf den kaiserlichen Schutz verweigerten sie beharrlich die Huldigung. Da endlich zwischen Östreich und Frankreich ein gespanntes Verhältniß eintrat, und dem Kaiser an einem guten Vernehmen mit den Eidsgenossen viel gelegen sein mußte, wies er die Wilchinger ab. Die meisten kehrten wieder heim. Einige Anführer wurden mit Verbannung, andere an Geld bestraft, und nun erfolgte, nachdem die Streitigkeiten zwölf Jahre gedauert hatten, die Huldigung.

Kampf der Luzerner gegen die Anmaßungen der Priesterschaft im Udligenschweiler-Handel. (1725.)

Im Jahr 1725 hatte Luzern einen Streit gegen den Papst und seinen Nunzius zu bestehen. Durch übertriebenen und blinden Eifer gegen das Tanzen an der Kirchweihe und durch ein beleidigendes

Benehmen gegen obrigkeitliche Personen hatte sich der Pfarrer Andermatt zu Udligenschweil, gebürtig von Baar im Kanton Zug, eine Vorladung vor Gericht zugezogen. Dieß erklärten der Nunzius und der Bischof von Konstanz für einen Eingriff in die kirchlichen Rechte, und verboten dem Pfarrer zu erscheinen. Da verwies ihn der Rath innert 24 Stunden aus dem Kanton, und befahl der Gemeinde, einen neuen Pfarrer zu wählen. Der Bischof versagte dem Neuerwählten die Anerkennung, und der Nunzius floh heimlich zur Nachtzeit, als ob sein Leben bedroht wäre, aus Luzern, und begab sich nach Altorf. Da verpflichteten sich die Glieder des Rathes durch einen Eid, das obergerichtliche Ansehen gegen jede Anmaßung der Priesterschaft aufrecht zu erhalten. Der Papst, hierüber aufgebracht, ernannte eine Kommission von vier Kardinälen, welche darauf antrug, daß Luzern unter Androhung des Bannes seine Beschlüsse zurückzunehmen habe. Da versicherte die versammelte Bürgerschaft die Regierung ihrer Treue, und forderte sie auf, ihre Rechte standhaft zu behaupten. Auch die andern katholischen Stände schrieben dem Papste, sie behaupten dieselben Rechte, wie Luzern, und ersuchen ihn, seinen Unwillen zu mäßigen. Es schien nun dem h. Vater rathsam nachzugeben. Andermatt blieb verbannt; hingegen mußte die Gemeinde eine neue Wahl vornehmen.

65. Genferunruhen. (1714 bis 1798.)

In Genf entstanden im Jahr 1714 Unruhen, die sich wiederholten bis zum Untergange der alten Eidsgenossenschaft. Schon lange war die Bürgerschaft höchst aufgebracht über die immer weiter gehende Anmaßung und Willkür der Regierung und der herrschenden Familien. Da beschloß der Rath, die Stadt mit regelmäßigen Festungswerken zu umgeben. Die Bürger mußten dazu Grundstücke gegen eine geringe Schadloshaltung abtreten, und sollten zehn Jahre lang eine drückende Abgabe bezahlen. Das erregte großen Unwillen. Die Regierung wurde in Flugschriften heftig angegriffen. An der Spitze der Unzufriedenen stand Bartholomäus Micheli dü Crest, französischer Offizier und Mitglied des großen Rathes zu Genf. Mit beschimpfenden Ausdrücken griff er den Plan und die Leiter des Festungsbaues an. Er mußte entfliehen, und da er auch vom Auslande her durch Umtriebe Genf beunruhigte, wurde er seiner Stelle entsetzt, seines Vermögens beraubt, und zu ewiger Gefangenschaft verurtheilt. Erst im Jahre 1744 aber wurde er in Bern festgenommen, und daselbst im Spital verwahrt; später aber kam er in die Festung Aarburg, wo er in sehr hohem Alter starb. Die Bürger zu Genf gaben zuerst der Regierung eine Klagschrift ein, und da dieß nichts half, so griffen sie zu den Waffen. Mehrere

Magistratspersonen, unter ihnen Trembley, der als Kommandant der Stadtwache sich sehr verhaßt gemacht hatte, mußten Genf verlassen. Jetzt bildeten sich drei Parteien, die der Regierung, die Volkspartei, und diejenige der Verbannten. Die Erbitterung wurde immer größer. Als die Regierung im Jahre 1737 einige Personen wegen Verbreitung falscher, aufreizender Gerüchte bestrafen wollte, kam es zu Thätlichkeiten zwischen einigen jungen Aristokraten und der Bürgerschaft. Man griff zu den Waffen. Es floß Blut, und auf beiden Seiten wurden einige getödtet. Gesandten von Zürich, Bern und Frankreich gelang es zwar, die Ruhe herzustellen, und eine neue Verfassung, die der Aristokratie wesentliche Schranken setzte, einzuführen, aber der Haß bieb. Als später der Rath die Schriften Rousseau's, eines gelehrten und berühmten Genferbürgers, der über Erziehung und Staatsverfassung höchst freimüthig geschrieben hatte, durch Henkershand verbrennen ließ, nahm sich die Volkspartei des verfolgten Schriftstellers an, und es entstanden neue unruhige Auftritte. Am Ende sah sich der Rath genöthigt, der Bürgerschaft in Vielem nachzugeben. Auch die Einsaßen mischten sich jetzt in den Streit, und machten auf mancherlei Rechte und Freiheiten Anspruch. Die vermittelnden Boten waren der vergeblichen Friedensunterhandlungen müde, und überließen die unbelehrbare Stadt ihrem Schicksal. Da entstand den 9. und 10. Aprill 1782 ein Aufruhr. Die Bürger entwaffneten die Stadtwache, entsetzten die Regierung, und wählten einen neuen Rath. Diesen wollten Zürich, Bern, Frankreich und der Turinerhof nicht anerkennen, und es naheten sich Truppen der beiden letzten Mächte, und von Bern her. Genf wurde eingeschlossen, und mußte sich ergeben. Der alte Rath wurde wieder mit unbeschränkter Gewalt eingesetzt, die Rechte der Bürgerschaft gingen verloren, und die Angesehensten der Volkspartei traf Verbannung. Viele Bürger wanderten freiwillig aus. Die Regierung herrschte mild; aber dennoch blieb sie ein Gegenstand des bittersten Hasses. Dieser Zustand dauerte bis zur französischen Revolution, wo sich dann die Bürgerschaft von Neuem erhob, und gänzlich über die Aristokratie siegte.

66. Streit in Appenzell Außerrhoden. Henzi's Verschwörung zu Bern.
(1732 bis 1749.)

Die Religionsstreitigkeiten in Appenzell waren durch die Trennung des Kantons in den Außer- und Innerrhoden beseitigt worden; allein in Außerrhoden herrschte zwischen dem Landestheile vor der Sitter und demjenigen hinter der Sitter, und namentlich zwischen den angesehenen Familien Zellweger in Trogen und Wetter in Herisau die

größte Eifersucht. Ein Artikel des Toggenburgerfriedens gab nun die Veranlassung zum Ausbruche der gegenseitigen Feindschaft. Dieser Artikel bestimmte nemlich, daß der Abt von St. Gallen und Appenzell, um Gewaltthätigkeiten zu verhüten, in ihren Streitigkeiten einem eidsgenössischen Schiedsgerichte sich unterziehen sollten, und derselbe war seiner Zeit von der ganzen Vorsteherschaft Appenzells angenommen worden, ohne daß man ihn der Landsgemeinde zur Genehmigung vorgelegt hatte. In einer Zollstreitigkeit mit St. Gallen im Jahr 1732 sollte dieser Artikel wirklich zur Anwendung kommen. Da machte Landammann Lorenz Wetter von Herisau den Landesvorstehern, von denen aber nur wenige noch aus dem Geschlechte der Zellweger am Leben waren, den Vorwurf, sie haben widerrechtlich gehandelt durch Annahme jenes Artikels ohne Genehmigung der Landsgemeinde. Jetzt bildeten sich zwei Parteien, die der Harten, welche jenen Artikel verwarfen, und die der Linden, die ihn beibehalten wollten. Es kam nach manchen unruhigen Auftritten so weit, daß man zu den Waffen griff. Die Linden standen drei tausend Mann stark, zu Trogen, die Harten zu Teufen mit Geschütz. Die Eidsgenossen konnten nur mit Mühe den Ausbruch des Krieges verhindern. Die Linden erkannten jedoch bald, daß die überwiegende Mehrheit auf der Seite ihrer Gegner sei, und wurden muthlos. Die Harten aber trotzten auf ihre Übermacht, verwarfen die Vermittlung der Eidsgenossen, und forderten Entscheidung des Streites durch die Landsgemeinde. Diese wurde im Mai 1733 zu Hundweil gehalten, und verwarf jenen Artikel des Toggenburgerfriedens. Viele der Linden wurden an Geld gebüßt, und von allen Ehrenämtern ausgeschlossen.

Bern wurde ebenfalls in jenem Zeitraume innerer Zerwürfniß von Unruhen bewegt. Auch dort waren nach und nach die Rechte der Bürgergemeinde an wenige Familien übergegangen. Im Jahre 1743 nun vereinigten sich sechs und zwanzig Bürger zu einer gemeinschaftlichen Eingabe an die Regierung, worin die Mißbräuche bei den Wahlen gerügt waren, und Rechtsgleichheit für die Bürgerschaft verlangt wurde. Da wurden sechs jener Bürger verbannt, und unter ihnen auch der Hauptmann Samuel Henzi. Im Jahre 1748 wurde zwar Henzi's Verbannungszeit abgekürzt, und er kehrte wieder nach Bern zurück; allein bald nachher erlitt er eine neue Kränkung dadurch, daß er in einer Wahl durchfiel. Jetzt ließ er sich mit andern Unzufriedenen in eine Verschwörung ein. Den 13. Juli 1749 wollten die Verschwornen das Rath- und Zeughaus besetzen, der Stadt sich bemächtigen, dann den großen Rath entsetzen, die Familienherrschaft vernichten, einen neuen großen Rath durch die Gemeinde wählen lassen, und die Stellen auf alle Familien

vertheilen. Allein sie wurden, bevor es zur Ausführung ihres Anschlages kam, verrathen und verhaftet. Schon am 10. Juli wurde Henzi nebst zwei Mitschuldigen hingerichtet. Theilnahme an dieser Verschwörung war es, was den Genfer Micheli du Crest in lebenslängliche Gefangenschaft brachte. Die Regierung stellte nun übrigens nach dieser ernsten Warnung manchen Mißbrauch ab, und milderte ihr Verfahren gegen Bürger und Landleute.

67. Unruhen in Neuenburg, im Livinenthal, in Appenzell Innerrhoden und zu Freiburg.

(1748 bis 1798.)

In Neuenburg wollte der König von Preußen im Jahre 1748 seine dortigen Einkünfte verpachten. Der Magistrat zu Neuenburg aber widersetzte sich dieser neuen Einrichtung. Es kam zu einem Prozesse, der vom Rathe zu Bern zu Gunsten des Königs entschieden wurde. Da warf das Volk seinen ganzen Haß auf den Generalprocurator Gaudot, der von der Volkspartei zu der Partei des Königes übergetreten war. Es entstand ein Aufruhr vor seinem Hause in Neuenburg. Er und sein Sohn schossen unter das Volk, tödteten einen Mann, und verwundeten mehrere. Da wurde das Haus erstürmt und Gaudot ermordet. Die Eidsgenossen besetzten hierauf die Stadt. Zehn Entwichene wurden zum Tode verurtheilt, andere verbannt und um Geld gestraft, und die Stadt in große Kosten verfällt. König Friedrich der Große aber ertheilte den Schuldigen Amnestie, und half bei dieser Gelegenheit manchen Beschwerden des Volkes ab.

In den Jahren 1712 und 1713 hatten die damals bedrängten Urner den Bewohnern des Livinenthales, um sie zu beruhigen, manche Rechte und Freiheiten zugestehen müssen, und es blieb dann dieß Thal ruhig bis zum Jahre 1755. Da aber forderte Uri, weil Klagen über untreue Verwaltung der Wittwen- und Waisengüter eingegangen waren, Rechnung über diese Güter. Dieß war manchen Angesehenen des Thales nicht angenehm, und sie wußten das Volk aufzuregen. Es erschien eine Gesandtschaft der Liviner vor der Landsgemeinde in Uri, und forderte Aufhebung jenes Beschlusses. Da dieß aber verweigert wurde, so besetzten die Liviner die Päffe nach Uri, und verhafteten urnerische Beamtete. Die Urner zogen, nachdem sie die Eidsgenossen gemahnt hatten, in Verbindung mit den Unterwaldnern über den Gotthard, und bemächtigten sich ohne Widerstand des Thales. Den 2. Juni 1756 mußten die männlichen Bewohner des Thales zu Faido, vom Kriegsvolke umringt, auf den Knieen Uri Gehorsam schwören. Sie wurden entwaffnet, aller ihrer Rechte und Freiheiten beraubt, und vor ihren Augen starben

der Landeshauptmann Urs, der Bannerherr Furno und der Rathsherr Satori durchs Schwert. Acht andere Häupter der Empörung wurden später in Altorf hingerichtet. In Appenzell Innerrhoden hatte sich Joseph Anton Suter, Gastwirth zu Gonten, die Volksgunst in solchem Grade zu erwerben gewußt, daß er im Jahre 1762 zum Landammann erwählt wurde. Er wollte eine der Gemeinde Oberried im Rheinthale früher verpfändete große Säntisalp seinem Lande wieder erwerben, und ließ sich dabei übereilte Schritte zu Schulden kommen, so daß sich jene Gemeinde klagend an die Tagsatzung wandte. Suter verlor den Prozeß mit fünfzehn hundert Gulden Kosten. Er suchte die Sache zu verheimlichen. Seine Feinde aber, die ihn schon lange seines Ansehens wegen beneidet hatten, ergriffen diese Gelegenheit, ihn zu stürzen. Der Landrath entsetzte ihn seines Amtes, verfällte ihn zur Bezahlung der Prozeßkosten, und erklärte ihn auf Lebenszeit unfähig für jedes Amt. Suter berief sich auf die Landsgemeinde. Seine Feinde aber bearbeiteten das Volk, und verdächtigten ihn des Unglaubens und heimlicher Verbrechen, die man gar nicht nennen dürfe, so daß das Urtheil des Landrathes durch eine stürmische Landsgemeinde bestätiget wurde. Der gebeugte Mann unternahm nun, wenigstens seine Rechtgläubigkeit zu beweisen, eine Wallfahrt nach Einsiedeln. Seine Abwesenheit aber benutzten seine Gegner. Der Landrath fällte ein zweites Urtheil über ihn. Er wurde als Verächter der Religion und als Störer des Friedens aus der Eidgenossenschaft verbannt, sein Name an den Galgen geschlagen, und auf seinen Kopf ein Preis gesetzt. Der Unglückliche ging nach Konstanz, und flehte dann nach einigen Jahren um eine unparteiische Untersuchung und sicheres Geleit. Siebzig Männer zu Appenzell verbanden sich freiwillig, ihm Geleit zu geben; allein vier derselben wurden zum Tode verurtheilt, und nur aus Gnaden durch den Scharfrichter gestäupt. Zuletzt bediente man sich seiner eigenen Tochter, um ihn völlig zu verderben. Man beredete sie unter dem Vorwande, man habe ihrem Vater wichtige Nachrichten mitzutheilen, denselben nach einer außerrhodischen Gemeinde einzuladen. Arglos kam der Greis, und man wußte ihn unter mancherlei Vorwänden in eine innerrhodische Gemeinde zu locken. Dort wurde er gefangen genommen, und dann nach Appenzell geführt. Drei Mal brachte man ihn auf die Folter. Er wußte kein Verbrechen zu gestehen; dennoch ward er zum Tode verurtheilt, und den 9. März 1784 hingerichtet. Erst im Jahr 1829 wurde sein Tod für Bürgermord erklärt, seine Gebeine ausgegraben, und in geweihte Erde gebracht.

In Freiburg hatten allmälig wenig Familien, die sogenannten „heimlichen Geschlechter," alle Gewalt an sich zu bringen gewußt,

so daß die übrige Bürgerschaft und das Landvolk von der Staatsverwaltung völlig ausgeschlossen waren. Dieß verursachte im Jahre 1781 eine Empörung. Im Mai dieses Jahres erschienen mehrere tausend Landleute vor der Stadt, an ihrer Spitze der Castellan Cheneaux aus der Landvogtei Greiers. Allein schnell kam Hülfe von Bern, drei hundert Dragoner, welche eben zur Musterung versammelt gewesen waren, und zwei hundert Mann von der Stadtwache. Beim Anblick der Bernerfahne erschraken die Landleute, und entflohen ohne Widerstand. Cheneaux aber wurde auf dem Rückzuge von einem seiner bisherigen Gehülfen ermordet. Seinen Leichnam ließ die Regierung durch den Henker vervierthеilen, und seinen Kopf auf dem Romonterthore aufstecken. Das Volk, dem man das Versprechen, seine alten Rechte wieder herzustellen, gegeben hatte, aber nicht hielt, wallfahrtete mit Kreuz und Fahne zum Grabe des Cheneaux, wie zur Grabstätte eines Heiligen, und nur durch das Verbot des Bischofes und durch Wachen konnte nach und nach diesen Wallfahrten ein Ende gemacht werden. Die Bürgerschaft suchte man dadurch zu beruhigen, daß man die Aufnahme neuer Familien in die „heimlichen Geschlechter" sich gefallen ließ, und allmälige Vermehrung derselben versprach. Gleichwohl aber mußten mehrere Bürger, welche bei diesem Anlasse eifrig für die Rechte der Bürgerschaft gesprochen hatten, ihre Kühnheit mit Verbannung büßen.

68. Letzte Zeit der alten Eidsgenossenschaft.
(1789 bis 1798.)

Im Jahre 1789 brach die französische Revolution aus, welche über ganz Europa erschütternde Stürme herbeiführte, und namentlich auch der Schweiz eine gänzliche Umgestaltung gab. Demüthigend für die Schweizer war es, wie es ihren Regimentern in französischen Diensten ging. Eines derselben wurde im Jahr 1792 umringt und entwaffnet, und die königliche Garde starb den 10. August desselben Jahres in tapferer Vertheidigung des Königes gegen das empörte Volk den Heldentod. Dann folgte die Entlassung aller Schweizer-Regimenter. In der Schweiz selbst fanden die französischen Freiheitslehren vielen Anklang, da vorher schon an manchen Orten große Unzufriedenheit geherrscht hatte.

Zuerst brachen in Genf Unruhen aus schon im Jahre 1789. Die Stadtwache wurde von der Bürgerschaft überwältiget, und dann eine neue freisinnigere Verfassung eingeführt. Dann blieb Genf ruhig, bis im Jahre 1792 eine französische Armee in Savoien einrückte. Da begehrten und erhielten die Genfer zu ihrem Schutze eine Besatzung von Zürich und Bern. Frankreich aber erklärte die Besetzung Genfs für einen Friedensbruch, und der General Montes-

quiou erhielt Befehl, mit einem Theile der Armee den Abzug der Eidsgenossen zu erzwingen. Er schloß mit der Stadt einen Vertrag, daß die Schweizer abziehen, die Franzosen aber nur in ganz geringer Anzahl in der Nähe stehen bleiben sollten. Dadurch aber zog sich Montesquiou den Unwillen seiner Obern in solchem Grade zu, daß er nach dem Waatlande entfliehen mußte. Endlich beschloß die französische Nationalversammlung, Genf sollte neutral bleiben. Allein nun erhoben sich die Ansäßen daselbst in Verbindung mit den Landleuten, und bemächtigten sich der Stadt. Die bisherigen Behörden wurden entsetzt, und Verwaltungsausschüsse nach Art der französischen gewählt. Im Anfange des Jahres 1794 wurde dann mit großer Mehrheit eine neue Verfassung angenommen; doch schon im Juli desselben Jahres entstand ein neuer Aufruhr, und nun mußte Genf alle Schrecken der Revolution durchmachen. Ein Revolutionsgericht, das durch die Drohungen eines wilden Pöbels geleitet wurde, ließ mehrere angesehene Personen erschießen, und andere hinrichten, zum Theil auch solche, die zur Staatsumwälzung mitgewirkt hatten. Später trat dann einige Ruhe ein, und man nahm im Jahre 1796 mit Vorbehalt der Rechtsgleichheit aller Stände und Klassen des Volks die alte Staatsform wieder an. So dauerte Genf als Freistaat noch fort bis 1798, und wurde dann nach dem Untergange der alten Eidsgenossenschaft mit Frankreich vereinigt, ein Schicksal, das die Bundesstadt Mühlhausen mit ihm theilte.

Im Bisthum Basel entstanden ebenfalls Unruhen. Der Bischof wandte sich an den Kaiser von Östreich, und dieser verlegte Truppen in die unruhigen Gegenden. Die Häupter der Mißvergnügten entflohen nach Frankreich, und suchten Hülfe. Wirklich rückten, nachdem Frankreich im Jahre 1792 Östreich den Krieg erklärt hatte, französische Truppen in den zu Deutschland gehörenden Theil des Bisthums ein, und die Östreicher zogen sich ohne Widerstand zurück. Unter dem Namen Rauracien wurden nun diese Gegenden für einen Freistaat erklärt, und bald nachher mit Frankreich vereiniget.

Auch im Kanton Zürich wurden in den Jahren 1794 und 1795 mancherlei Forderungen laut, die von Unzufriedenheit zeugten. Die Seebewohner und vorzüglich die Stäfner erinnerten an die alten Briefe, welche verschiedene Landesgegenden zur Zeit Waldmanns und des Kappeler-Krieges von der Obrigkeit erhalten hatten, und in welchen denselben manche Rechte zugesichert worden waren, die sie nun neuerdings ansprechen wollten. Sie wurden abgewiesen mit der Bemerkung, jene Briefe seien veraltet, und da sie gleichwohl auf ihren Forderungen beharrten, und Zusammenkünfte und Berathungen hielten, so ließ die Obrigkeit die Gemeinde Stäfa mit fünf und zwanzig hundert Mann aus den ruhig gebliebenen Theilen

des Kantons besetzen und entwaffnen. Seckelmeister Bodmer von Stäfa wurde auf die Richtstätte geführt, und ihm das Schwert über den Kopf geschwungen, während fünf andere der Schuldigsten mit entblößtem Haupte zusehen mußten. Über dieß wurde er nebst dem Seckelmeister Fierz von Küßnacht zu lebenslänglicher und einige andere zu zwanzig- und zehnjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt. Mehrere Gemeinden und einzelne Personen trafen schwere Geldbußen. Vier Männer vom Lande, welche sich durch Ergebenheit gegen die Regierung ausgezeichnet hatten, erhielten das zürcherische Bürgerrecht. Übrigens verhieß die Obrigkeit dem Landvolke Erleichterung und Erweiterung des Erwerbes.

Im Jahre 1797 benutzte das Veltlin die sich ihm darbietende Gelegenheit, der Oberherrschaft Bündtens sich zu entziehen. Es wendete sich an den französischen Feldherrn Napoleon Bonaparte, der siegreich in Oberitalien stand, und dieser vereinigte es mit der cisalpinischen Republik, die er aus den Staaten Oberitaliens gebildet hatte.

Nachdem nun Frankreich über alle seine Gegner gesiegt hatte, richtete es seine Aufmerksamkeit immer mehr auf die Schweiz, und suchte auch da seinen Grundsätzen und der Staatsumwälzung Eingang zu verschaffen, wobei es unstreitig auch die bedeutenden Kriegsvorräthe und Staatsschätze dieses Landes nicht unberücksichtiget ließ. Viele Unzufriedene in der Schweiz selbst und viele Verbannte im Auslande sahen dieß gern, und thaten ihr Möglichstes, das Volk immer mehr gegen die Regierung aufzuregen. Frankreich stellte jetzt mancherlei Forderungen an die Eidsgenossenschaft, die klar zeigten, daß es einen Vorwand zu Gewaltthätigkeiten suche. Ungeachtet man aber Allem entsprach, und sogar die ausgewanderten Franzosen aus dem Lande wegwies, beschloß das französische Direktorium dennoch, auch den zur Schweiz gehörenden Theil des Bisthums Basel mit Frankreich zu vereinigen. Im Oktober 1797 rückten die Franzosen ins Münsterthal, und besetzten das Land. Unschlüssig, was zu thun sei, ließen es die Schweizer geschehen. Endlich fühlte man das Bedürfniß eidgenössischen Zusammenwirkens. Die Tagsatzung versammelte sich in Aarau, und beschloß, um dem Volke Zuversicht und den Franzosen Achtung einzuflößen, die bereits seit mehreren Jahrhunderten nicht mehr beschwornen alten Bünde feierlich und öffentlich wieder zu beschwören. Es geschah den 25. Januar 1798. Basel aber schwor nicht; denn dort hatte sich bereits die Staatsumwälzung unter dem Einflusse des Oberstzunftmeisters Peter Ochs entwickelt. Auch am Zürichsee war die Aufregung groß, und in Aarau selbst soll der Freiheitsbaum heimlich schon in Bereitschaft gehalten worden sein. Das Waatland aber war im Aufstande

begriffen, und bald kam die Nachricht, daß ein französisches Heer daselbst eingerückt sei, und das Direktorium die Wadt für die unabhängige lemanische Republik erklärt habe. Jetzt löste sich die Tagsatzung auf, nachdem sie noch beschlossen, daß die Kantone das doppelte Bundescontingent zu stellen hätten.

Untergang der alten Eidsgenossenschaft.

69. Kampf der Berner, Freiburger und Solothurner gegen die Franzosen.

(Hornung und März 1798.)

Bern rief nun unter dem General Karl Ludwig Erlach von Hindelbank über zwanzig tausend Mann unter die Waffen. Solothurn rückte mit zwei tausend, Freiburg mit zwölf hundert ins Feld. Die übrigen Orte schickten mehr nicht, als etwa fünf tausend Mann Hülfstruppen. Allenthalben aber fehlte es an Vertrauen und Ordnung. Die Generale Brüne und Schauenburg wußten überdieß durch schlaue Unterhandlungen die Eidsgenossen hinzuhalten, bis die französischen Armeen über vierzig tausend Mann stark waren. Dann führte Brüne eine andere Sprache, und befahl Abschaffung der bisherigen Verfassungen und augenblickliche Entlassung des eidsgenössischen Heeres. Entrüstet gab nun der Kriegsrath zu Bern Befehl zum Angriffe; allein schon nach zwei Stunden nahm er denselben wieder zurück. Die Franzosen aber griffen nach Ablauf des festgesetzten Waffenstillstandes an. Am Abend des 1. März 1798 ließ Schauenburg das Schloß Dornach bestürmen, und nahm es, nachdem die kleine Besatzung vier und zwanzig Stunden lang tapfern Widerstand geleistet hatte, ein. Am frühen Morgen des 2. März überfiel er die Berner bei Langnau, wo ein Oberländer-Bataillon gegen den weit überlegenen Feind mit großer Tapferkeit stritt, aber endlich nach bedeutendem Verluste sich zurückziehen mußte. Noch einige Male versuchten die Berner Widerstand, wurden aber von den andern Truppen gar nicht, oder nur schlecht unterstützt. Schon um zehn Uhr standen die Franzosen vor Solothurn, das sich in wenigen Stunden ergab, und dem Schauenburg den Übergang über die Aare eröffnete, der ihm bei Büren durch Abbrennung der Brücke, wobei auch mehrere Häuser des Städtchens in Flammen aufgingen, verwehrt worden war. An demselben Tage hatte der General Brüne Freiburg angegriffen, und nach geringem Widerstand eingenommen. Dadurch wurde Erlach, der bei Murten stand, gezwungen, sich hinter die Sense und Aare zurückzuziehen. Nur mit dem höchsten Unwillen verließen die Berner, die sich verrathen glaubten, Murten, wo die Franzosen am folgenden Tage das Beinhaus, das

Denkmal des Sieges der Eidsgenossen über die burgundische Macht, zerstörten, und die Gebeine ihrer Väter nach mehr als drei hundert Jahren begruben. In der größten Unordnung floh das Bernerheer bis vor die Thore Berns, wo die Obersten Ryhiner und Stettler durch Bajonettstiche und Flintenschüsse von ihren eigenen Soldaten ermordet wurden. Jetzt dankte der große Rath in Bern ab, und es wurde eine provisorische Regierung eingesetzt; allein auch dieß stimmte die französischen Generale nicht friedlicher. Sie wollten sich nun einmal der Schweiz bemächtigen. So blieb auch der neuen Regierung nichts übrig, als das Letzte zu versuchen, und den Landsturm aufzubieten. Bei Arberg, Laupen und Gümminen war es den Franzosen nicht gelungen vorzudringen; hingegen erkämpften sie in der Nacht vom vierten auf den fünften März bei Neueneck den Übergang über die Sense, und trieben die Berner unter dem Generalquartiermeister von Grafenried bis vor die Thore Berns. Hier endlich sammelten die bernerischen Truppen sich wieder. Am frühen Morgen den fünften März griff Grafenried die Franzosen tapfer an. Mit dem Bajonett und mit den Flintenkolben vorzüglich wurden dieselben aus einer Stellung nach der andern vertrieben, und bis hinter die Sense zurückgejagt. Achtzehn Kanonen hatten die Sieger erbeutet; allein als sie eben im Begriffe waren, bei Neueneck über die Sense zu gehen, erhielten sie die Schreckensnachricht, die Hauptstadt sei in die Hände der Feinde gefallen. Schauenburg hatte nämlich am frühen Morgen des fünften März mit achtzehn tausend Mann die Berner, die sechs tausend Mann stark unter Erlach bei Fraubrunnen standen, angegriffen. Ungeachtet der tapfersten Gegenwehr mußten diese dem besonders durch seine Reiterei und reitende Artillerie weit überlegenen Feinde weichen. Bei Jägistorf und Hofweil und Buchsee stellten sie sich von Neuem den siegreichen Franzosen entgegen; allein umsonst, sie mußten sich nach großem Verluste bis ins Grauholz zurückziehen, wo sie dann hinter einem Verhau in Verbindung mit der Landwehr mehrere Stunden lang mit wahrem Heldenmuth kämpften. Greise, Weiber, Mädchen und selbst Kinder mischten sich in den mörderischen Kampf, und fielen scharenweise. Auch hier endlich von der Übermacht zurück gedrängt, erneuerten sie den blutigen Streit zum fünften und sechsten Male vor den Thoren Berns auf dem Breitfelde; aber auf dieser Ebene konnten sie der französischen Kavallerie und Artillerie nicht lange widerstehen. Um Mittag war ihre gänzliche Niederlage entschieden, und der Rest des bernischen Heeres löste sich auf. Erlach und der ehrwürdige Greis Schultheiß Niklaus Friedrich Steiger, der alle Gefahren der letzten Kämpfe mit seinem Volke getheilt hatte, wandten sich auf verschiedenen Wegen nach dem Oberlande, um

dort dem Feinde neuen Widerstand zu bereiten; allein Erlach wurde zu Wichtrach von Rasenden, die ihn der Verrätherei beschuldigten, ermordet, und Steiger entging mit Noth einem ähnlichen Schicksale, und entfloh nach Deutschland. Die eidsgenössischen Hülfstruppen hatten nirgends mitgekämpft, sondern sich bei Zeiten zurückgezogen. Die Zürcher, die gegen Arberg hin standen, wurden abgeschnitten, und erhielten freien Abzug mit Waffen und Gepäck. Schauenburg zog mit sechs tausend, und am folgenden Tage, den sechsten März, Brüne mit zwölf tausend Mann in Bern ein. Diesen unglücklichen Ausgang schrieb das Volk der Verrätherei der Großen zu, und als die Schreckensnachricht von der Einnahme der Hauptstadt zu den bernischen Truppen bei Gümminen und Neueneck gelangte, fielen die Soldaten über ihre Anführer her, und mißhandelten sie. Die Obersten Goumoens und Crousaz wurden von ihnen ermordet. Die Sieger verübten in der Umgegend von Bern und zum Theil in der Stadt selbst große Gewaltthätigkeiten. Dann bemächtigten sie sich der reichen Vorräthe in den Zeughäusern und der Schätze. In Bern allein fanden sie drei hundert Kanonen, und vierzig tausend Flinten, und einen Schatz von zwanzig Millionen Franken. Auch das Waatland mußte ihnen eine Summe von sieben hundert tausend Franken bezahlen.

70. Kampf der Gebirgskantone gegen die Franzosen.
(Aprill und Mai 1798.)

Nachdem Bern eingenommen und die alte Eidsgenossenschaft aufgelöst war, dachte niemand mehr an Widerstand gegen die französischen Heere. Frankreich aber wollte nun die Schweiz unter dem Namen helvetische Republik zu Einem Staate umgestalten, und derselben eine von Peter Ochs von Basel entworfene Verfassung aufdringen. Das Land wurde in achtzehn ungefähr gleich große Kantone getheilt. Das alte Gebiet von Bern zerfiel in vier Theile, in Waat, Oberland, Bern und Aargau. An der Spitze der Zentral-Regierung stand ein Direktorium von fünf Personen. Über dieß kamen französische Commissäre ins Land, und forderten von den Gliedern der alten Regierung zu Bern, Luzern, Freiburg, Solothurn und Zürich und von mehrern Klöstern eine Kontribution von sechszehn Millionen Franken zur Unterhaltung der französischen Armee. Um diese Summe desto schneller zu erhalten, führten sie fünf und zwanzig der angesehensten Männer von Bern, Solothurn und Luzern als Geißeln nach der Festung Hüningen. In den westlichen und nördlichen Gegenden der Schweiz wurde die helvetische Verfassung ohne großen Widerspruch angenommen. Ganz anders aber verhielt es sich in den innern und östlichen Landschaften. Zu Schwyz

traten die Gesandten der Kantone Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Glarus, Appenzell, der Stadt und Landschaft St. Gallen und der ehemaligen Unterthanen aus dem Toggenburg, Rheinthal und von Sargans, welche nun auch als eidsgenössische Stände anerkannt wurden, zusammen, und beschlossen, bei ihren jetzigen Verfassungen zu bleiben, und der helvetischen Republik sich nicht anzuschließen. Schauenburg und der französische Commissär Lecarlier erklärten drohend, daß sie sich in Zeit von zwölf Tagen über die Annahme der neuen Verfassung zu erklären hätten. Sie aber blieben fest, und schworen, lieber zu sterben, als ein fremdes Joch zu tragen. In den Waldstätten und im Glarnerlande waffneten sich zehn tausend Mann. In verschiedenen Richtungen beschloß man vorzudringen. Ein Heerhaufe ging über den Brünig nach dem Berneroberlande, ein anderer besetzte Luzern, ein dritter sollte den Seeufern nach gegen Zürich ziehen, und ein vierter rückte ins Freienamt ein. An manchen Orten schloß sich das Volk den Eidsgenossen sogleich an. Der Kapuziner Paul Styger und der Pfarrer in Einsiedeln, Marianus Herzog, begeisterten die Menge zum Kampfe, und besaßen das unbegrenzte Zutrauen des gemeinen Mannes, wodurch indessen kriegskundige Führer nicht selten in ihren Anordnungen gehemmt wurden. Schauenburg eilte mit seinen Scharen von allen Seiten herbei. Am 26. Aprill wurde Oberst Andermatt von Zug, der das Freienamt besetzt hatte, bei Häglingen geschlagen, und mußte sich zurückziehen, und die Franzosen bemächtigten sich am 29. und 30. Aprill der Städte Zug und Luzern. Im Berneroberlande hatten sich die Eidsgenossen ebenfalls zurückgezogen, um ihre Grenzen gegen die anrückende Übermacht der Franzosen zu decken. Zu gleicher Zeit wurden die Glarner bei Rapperschweil und bei Wollrau von französischen Truppen angegriffen. Rapperschweil wurde nach einem hitzigen und blutigen Gefechte von den Feinden eingenommen. Bei Wollrau hingegen mußten die Franzosen zwei Mal der Tapferkeit der Glarner weichen; allein da die glarnerschen Obersten Paravicini und Hauser schwer verwundet wurden, geriethen ihre Truppen in Unordnung, und zogen sich zurück. Die Schwyzer standen an der Schindellegi mit einigen hundert Urnern und einer kleinen Anzahl Freiwilliger von Zug unter Alois Reding von Biberegg. Mit großer Tapferkeit stritt hier am 2. Mai die kleine Schar gegen den überlegenen Feind; allein zu gleicher Zeit war es den Franzosen gelungen, sich der Josterhöhe zu bemächtigen. Auch die starke Stellung auf dem Etzel war in ihre Gewalt gerathen; denn der Pfarrer Herzog hatte dieselbe zaghaft verlassen. Seine Schar zerstreute sich muthlos. Reding mußte sich nun, um nicht abgeschnitten zu werden, zurückziehen. Bei Rothenthurm machte er Halt, und

warf sich, noch zwölf hundert Mann stark, mit solcher Gewalt auf den wohl fünf Mal stärkern Feind, daß dieser wich und nicht wieder anzugreifen wagte. Reding hatte zweihundert sechs und dreißig Mann eingebüßt; aber mehr als zehn Mal größer war der Verlust der Franzosen. Zu derselben Zeit hatte eine kleine Schar Schwyzer und Urner eine französische Truppenabtheilung, die nach Erstürmung der Josterhöhe über Morgarten gegen das Dorf Sattel vordrang, geschlagen und bis nach Ägeri zurückgetrieben. Ebenso wenig gelang es den Franzosen am 3. Mai Arth einzunehmen. Nachdem sie durch die Scharfschützen der Schwyzer viele Mannschaft verloren hatten, wichen sie in Unordnung. Aller dieser Vortheile ungeachtet fühlten die Schwyzer, daß sie der französischen Übermacht in die Länge nicht zu widerstehen vermöchten. Schauenburg bewilligte ihnen gern einen Waffenstillstand und dann eine für sie ehrenvolle Kapitulation, welche Freiheit der Religion, Sicherheit des Eigenthums, Beibehaltung der Waffen und die Räumung des Landes von französischen Truppen verhieß. Hingegen mußte Schwyz sich bequemen, die helvetische Konstitution anzunehmen. Mit Schwyz traten nun auch die übrigen Kantone der helvetischen Republik bei; nur die Oberwalliser widersetzten sich noch. Sie wurden aber den 17. Mai von den Franzosen bei Sitten geschlagen und dann entwaffnet, und mußten eine Kontribution von hundert fünfzig tausend Franken bezahlen. So endete die alte Eidsgenossenschaft, nachdem sie vier hundert neunzig Jahre lang bestanden hatte.

71. Die Helvetische Republik. Aufstand der Schwyzer und Nidwalder.

(Mai 1798 bis Februar 1799.)

Die helvetische Regierung hatte eine höchst schwierige Stellung. Ein großer Theil des Volkes war allen Neuerungen Feind, und ein anderer sah sich in seinen Erwartungen bitter getäuscht, indem man statt des gehofften Glückes ein schwereres Joch zu tragen hatte, als jemals. Der Bezug des Zehnten und Grundzinses wurde freilich eingestellt; aber dagegen erzeugten die Kontributionen, die Einquartierungen und ungewohnten Abgaben eine immer größere Unzufriedenheit, die durch das Stocken des Handels und der Gewerbe noch vermehrt wurde. Auch trugen die französischen Machthaber in der Schweiz durch Gewaltstreiche viel dazu bei, dem Volke seine neue Lage immer verhaßter zu machen, und die helvetischen Behörden um alles Ansehen zu bringen. Der Kommissär Rapinat plünderte nicht nur die Zeughäuser und Schätze zu Luzern und Zürich, und nahm in Freiburg und Bern, was noch zurückgeblieben war, sondern

machte sogar Miene, auch die Gelder wohlthätiger Anstalten für die französischen Truppen in Beschlag zu nehmen. Er ging so weit, helvetische Direktoren abzusetzen und andere an ihrer Stelle zu ernennen. Die Unzufriedenheit wuchs mit jedem Tage, und alle Schuld wurde auf die helvetische Regierung geworfen. Als diese daher im Augstmonat 1798 bei Verlust des Bürgerrechtes die Eidleistung auf die neue Verfassung verlangte, wurde dieselbe zu Schwyz und in Nidwalden verweigert. Die Regierung verbot nun allen Verkehr mit diesen rebellischen Bezirken. Da bat Schwyz durch Abgeordnete um Nachsicht, und lieferte einige Urheber der Unruhen aus. Nidwalden aber blieb bei der Verweigerung des Eides. Da forderte die helvetische Regierung den General Schauenburg auf, mit Waffengewalt einzuschreiten. Durch den Kapuziner Paul Styger und die Priester Lüssi und Käsli angefeuert, griffen die Nidwaldner zu den Waffen. Sie waren zwei tausend Mann stark und hatten acht Kanonen. Zwei hundert Schwyzer und dreißig Urner kamen ihnen zu Hülfe. Es gelang ihnen zuerst, besonders vermittelst der Scharfschützen, den Franzosen die Landung zu verwehren, und dieß erhöhte ihren Muth. Auf den 9. Agustmonat aber unternahm Schauenburg einen allgemeinen Angriff mit zwölf tausend Mann. Scharenweise streckten die Scharfschützen die anrückenden Franzosen nieder. Besonders hartnäckig und blutig war der Streit bei St. Jakob und vor dem Rotzloch, wo die Schwyzer und Urner standen. Endlich gelang es den Franzosen nach großem Verluste, vom Melchthale her den linken Flügel der Nidwaldner zu umgehen, und bei Kersiten glückte ihnen die Landung. Die Unterwaldner wurden von allen Seiten nach Stanz zurückgedrängt. Hier dauerte nun der verzweiflungsvolle Kampf, dessen Anstifter bereits entflohen waren, noch mehrere Stunden lang, bis die Franzosen endlich den Flecken im Sturme einnahmen. Die Sieger, welche gegen vier tausend Mann eingebüßt hatten, hauseten nun mehrere Tage lang entsetzlich, und verübten Raub, Brand und Mord in furchtbarer Wuth. Selbst der Fußboden der Kirche zu Stanz war mit Blut und Leichen bedeckt. Ueber sechs hundert Gebäude wurden eingeäschert. Stanzstad, Kersiten und Buochs waren gänzlich verwüstet Drei hundert sechs und achtzig Personen, viele ohne Gegenwehr, manche auch in den Flammen, und unter ihnen hundert und sieben und zwanzig Weiber und Kinder hatten den Tod gefunden. Am 7. Oktober huldigte das besiegte, unglückliche Land. Allgemeine Theilnahme hatte sein Schicksal erregt. Schauenburg selbst ließ eine Zeit lang täglich zwölf hundert Portionen Fleisch und Brod unter die gänzlich Verarmten austheilen. Auch die helvetische Regierung suchte der entsetzlichen Noth zu steuern. Pestalozzi aber sammelte die verwaiseten Kinder

7*

in ein Waisenhaus zu Stanz. Aus allen Gegenden der Schweiz und selbst vom Auslande her kamen reichliche Beisteuern. Die Franzosen besetzten und entwaffneten nun auch Schwyz, und später die Bezirke Glarus und Schwanden. Auch an einigen andern Orten wurde nun die Ruhe bald wieder hergestellt. Dann aber nöthigte Frankreich die helvetische Republik zu einem Schutz- und Trutzbündnisse, wodurch das Land zu kostspieligen Kriegsrüstungen gezwungen wurde, und in gänzliche Abhängigkeit von seinem mächtigen Bundesgenossen gerieth. Zufolge dieses Bündnisses wollte Frankreich achtzehn tausend Helvetier in seinen Sold nehmen; allein der französische Kriegsdienst war so wenig anziehend, daß nur ein kleiner Theil dieser Truppenwerbung zu Stande kam. Auch die helvetische Regierung warb zwölf hundert Mann unter dem General Keller von Solothurn. Diese helvetische Legion sollte zu ihrem Schutze dienen.

Bündten allein hatte bisher immer noch sich beharrlich geweigert, der helvetischen Republik beizutreten. Als aber die Regierung mit Gewalt drohte, da waffneten sich die Bündtner, und riefen zu ihrem Schutze ein östreichisches Heer von acht tausend Mann ins Land, und bald wurde nun die Schweiz der Schauplatz eines blutigen und verheerenden Krieges zwischen den ersten Mächten Europa's.

72. Die Schweiz der Kriegsschauplatz fremder Heere.

(1799 und 1800.)

Im März des Jahres 1799 begann der Krieg. Es gelang den Franzosen, die Östreicher aus Bündten zu vertreiben. Bald aber erlitten sie dann den 21. März eine große Niederlage bei Stockach in Schwaben, und mußten sich in Folge derselben über den Rhein zurückziehen. Die Östreicher bemächtigten sich der Städte Schaffhausen und Eglisau. Da griff an mehrern Orten, besonders in Uri und Schwyz, in Wallis und Bündten das Volk die französischen Besatzungen an, und zwang sie, sich zurückzuziehen. Weil aber die Östreicher Wochen lang am Rheine unthätig lagen, gelang es den Franzosen die Ruhe wieder herzustellen, und an manchem Orte nahmen sie blutige Rache. Endlich gingen am 18. Mai General Hotze bei Azmoos und der Erzherzog Karl am 22. bei Stein und Konstanz über den Rhein. Bei Weil, Frauenfeld, Andelfingen und Winterthur und endlich bei den östlichen Anhöhen von Zürich wurden die Franzosen und die helvetischen Truppen unter Massena in heftigen Gefechten geschlagen, so daß sie sich hinter die Limmat und bis an die Albiskette zurückziehen mußten. Die helvetische Regierung, welche damals in Luzern ihren Sitz hatte, floh nach Bern. In den von den Östreichern besetzten Gegenden wurde,

doch mit Mäßigung die alte Ordnung wieder hergestellt. Nach wenigen Wochen aber mußte Herzog Karl mit seinem Heere nach Schwaben aufbrechen, das vom Rheine her durch die Franzosen von Neuem bedroht wurde, und ein russisches Heer unter Korsakow rückte in seine Stellung ein; nur General Hotze blieb noch mit einer Abtheilung Östreicher am rechten Seeufer stehen. Über den Gotthard kam der General Suwarow mit einem zweiten gewaltigen russischen Heere aus Italien her. Da beschloß Massena durch einen kühnen Angriff der Vereinigung dieser Heere zuvorzukommen. Den 25. September ging Soult bei Schännis über die Linth. Schon durch die ersten Schüsse fiel Hotze, und bald erschrocken entflohen seine Truppen durchs Toggenburg nach dem Bodensee. Auch bei Zürich hatten die Franzosen an demselben Tage angegriffen. Während sie die Aufmerksamkeit des russischen Feldherrn nach dem Albis hinzulenken wußten, gingen sie rasch bei Dietikon über die Limmat, und bemächtigten sich der Anhöhen bei Höngg und Wipkingen. Am Tage nachher erfolgte die blutige Schlacht im Sihlfeld bei Zürich. Die Russen wurden völlig geschlagen, und in wilder Flucht bis an den Rhein verfolgt. Suwarow, der bereits den Gotthard überstiegen hatte, mußte sich nun durch die unwegsamsten Gebirgspässe zurückziehen unter blutigen Gefechten im Muottathal gegen Lecourbe und bei Näfels gegen Molitor. Endlich gelangte er über den wilden Panixerpaß nach Bündten. Korsakow hatte inzwischen noch ein Mal sein Glück gegen die Franzosen versucht, war aber von ihnen bei Andelfingen und Dießenhofen geschlagen worden. Schon im November zogen nun die Russen wieder ihrer Heimat zu. Bis in die Mitte des Jahres 1800 blieben Bündten und Schaffhausen noch in der Gewalt der Oestreicher, dann aber mußten auch sie sich wieder der helvetischen Republik anschließen.

Die Ruhe von Außen war nun zwar wieder hergestellt; aber im Innern war die Schweiz entzweiter als jemals, und überdieß herrschte an vielen Orten und besonders in den Gebirgsgegenden die bitterste Armut. Sogar die französische Armee litt Mangel an Allem, und Massena forderte daher von den Städten Zürich, St. Gallen und Basel ein gezwungenes Anleihen von beinahe zwei Millionen Franken. Die helvetische Regierung widersetzte sich zwar dieser Forderung; allein Massena drohte mit Waffengewalt, und man mußte sich fügen.

73. Parteiungen und Unruhen bis zur Mediation.
(1800 bis 1803).

Der Kampf zwischen den Anhängern der alten und der neuen Ordnung, den Aristokraten und Patrioten, dauerte fort, und die

Regierung selbst war entzweit, indem die einen Mitglieder derselben, die Einheitsfreunde, nur Einen Staat unter Einer Regierung, die andern hingegen, die Föderalisten, einen Bundesstaat aus der Schweiz machen wollten.

Bald siegte die eine, bald die andere Partei, und so änderten in Zeit von zwei Jahren die Verfassung und die Regierung zum vierten Male. Den größten Einfluß auf die helvetischen Angelegenheiten übte damals Napoleon Bonaparte aus, der seit Ende des Jahres 1799 als erster Konsul beinahe unumschränkt in Frankreich regierte. Beunruhigende Gerüchte verbreiteten sich, die französische Regierung wolle die Schweiz mit Frankreich vereinigen, und wirklich erlaubte sich der General Thureau in Wallis Gewaltthätigkeiten, die keinen andern Zweck haben konnten, als den Wallisern das Ansuchen um Vereinigung mit Frankreich abzunöthigen. Ja, endlich wurde das Walliserland, um es für ein Mal wenigstens von der Schweiz zu trennen, für eine unabhängige Republik erklärt. Das helvetische Volk war mit diesem Zustande beständigen Wechsels höchst unzufrieden, und konnte zu keiner der verschiedenen Regierungen auch nur einiges Zutrauen fassen. Nicht selten erhoben sich an verschiedenen Orten Aufstände, welche nur durch die Waffen der Franzosen gestillt werden konnten. Im April 1802 hatten sich die Einheitsfreunde wieder das Uebergewicht zu verschaffen gewußt, und gaben nun dem Lande eine neue Verfassung, die aber von einer überwiegenden Mehrheit des Volkes mit völliger Gleichgültigkeit aufgenommen wurde. Nur die Gegenwart der französischen Truppen hielt die große Menge der Unzufriedenen in den Schranken der Ordnung. Als nun aber im August desselben Jahres Frankreich plötzlich seine Heere aus Helvetien zog, da erhoben sich zuerst Uri, Schwyz und Unterwalden, hielten Landsgemeinden, und beschlossen, sich zwar von der Schweiz nicht zu trennen, aber doch ihren Bedürfnissen und Wünschen angemessene Verfassungen zu entwerfen. An sie hielten sich bald die Kantone Glarus, Appenzell und Zug. Die helvetische Regierung aber zog Truppen zusammen in Luzern und Zug und am Brünig. Den 28. August wurde eine lemanische Scharfschützen-Kompagnie, die den Renggpaß am Pilatus besetzt hatte, weil sie die Grenzen überschritten hatte, von vier hundert fünfzig Unterwaldern überfallen und geschlagen. Am 8. September sollten helvetische Truppen die Stadt Zürich, der man nicht traute, besetzen. General Andermatt erschien vor derselben mit fünfzehn hundert Mann; allein die Bürgerschaft widersetzte sich beharrlich seinem Einmarsche. Da wurde die Stadt zwei Mal, am 10. und 13. September, zuerst von der West-, dann von der Nordseite her, doch ohne Erfolg, beschossen. Andermatt mußte sich eilig zurück-

ziehen; denn schon hatte ein mächtiger Verein, die sogenannte schweizerische Verbrüderung, den Rudolf von Erlach ins Aargau gesendet, und es war ihm gelungen, schnell der Städte Baden, Brugg, Lenzburg und Aarau und dann auch der Stadt Solothurn sich zu bemächtigen. Am 18. September erschien Erlach vor Bern, und griff die Stadt an. Da kapitulirte die Regierung, und erhielt sammt ihren Truppen freien Abzug nach der Waat. Jetzt trat eine Tagsatzung zu Schwyz zusammen. Die helvetische Regierung wurde für aufgelöst erklärt, eine neue Bundesverfassung berathen und entworfen, und ein eidgenössisches Heer von zwanzig tausend Mann unter General Bachmann von Näfels aufgeboten. Die helvetischen Truppen wurden allenthalben zurückgedrängt, und am 3. Oktober bei Wiflisburg völlig geschlagen. Die in Lausanne sich aufhaltende helvetische Regierung hatte keine andere Wahl mehr, als entweder sich aufzulösen, oder nach Frankreich zu fliehen. In diesen entscheidenden Augenblicken kam General Rapp mit dem Befehle des ersten Konsuls, die Waffen niederzulegen, die vertriebene Regierung wieder anzuerkennen, und Deputirte zur Vermittlung nach Paris zu senden. Zugleich rückten von Neuem zwanzig tausend Mann Franzosen unter General Ney in die Schweiz ein. Die Centralregierung kehrte wieder nach Bern zurück, und die Tagsatzung mußte sich auflösen. Zur Verpflegung der französischen Truppen sah sich die helvetische Regierung gezwungen, eine Kriegssteuer von sechs hundert fünf und zwanzig tausend Franken zu erheben.

74. Die Mediation. (1803 bis 1813.)

Dem Befehle Bonaparte's gemäß sendeten die Regierung, die Kantone und sogar einzelne Bezirke und Gemeinden Deputirte nach Paris, und unter der Vermittlung des ersten Consuls kam dann den 19. Februar 1803 die Mediationsakte zu Stande. Die Zahl der Kantone wurde durch Graubündten, Aargau, Thurgau, St. Gallen, Waat und Tessin von dreizehn auf neunzehn vermehrt. Rechtsgleichheit, freier Verkehr und freie Niederlassung, Loskäuflichkeit des Zehnten und der Grundzinse waren ausgesprochen. Die Besorgung der gemeinsamen Angelegenheiten der Schweiz lag der jährlichen Tagsatzung ob, die sich, alle Jahre abwechselnd, in Freiburg, Bern, Solothurn, Basel, Zürich und Luzern versammelte. Das Haupt des jedesmaligen Vorortes erhielt den Titel eines Landammanns der Schweiz. Jeder Kanton aber blieb für sich unabhängig mit eigener Verfassung und Obrigkeit. Nachdem nun diese Verfassung angenommen war, und die helvetische Regierung sich aufgelöst hatte, zog Bonaparte die französischen Truppen aus der Schweiz zurück. Fast allenthalben fügte man sich willig in die neue

Ordnung. Nur in einigen Gegenden des Kantons Zürich zeigte sich Widersetzlichkeit. Mehrere Gemeinden, besonders am See, weigerten sich, den Huldigungseid der neuen Regierung zu leisten, indem sie sich besonders über den zu hoch angesetzten Loskauf des Zehnten und der Grundzinse beschwerten. Das Schloß zu Wädenschweil wurde angezündet, und manche andere Gewaltthat verübt. Da bot der Landammann Rudolf von Wattenweil Truppen gegen die widerstrebenden Gemeinden auf. Jakob Willi, Schuster, der Soldat gewesen war, stellte sich an die Spitze der Unzufriedenen, und lieferte mit denselben den 28. März 1804 ein Gefecht bei Horgen, das die eidsgenössischen Truppen zum Rückzuge nach Zürich zwang. Allein es kam neue eidsgenössische Hülfe, und bei einem zweiten Zuge nach den unruhigen Gegenden zeigte sich kein Widerstand mehr. Fünfzehn Gemeinden wurden entwaffnet, schwer an Geld gebüßt, und mußten huldigen. Willi und drei andere Anführer wurden durch ein eidsgenössisches Kriegsgericht zum Tode verurtheilt.

Jetzt folgte endlich eine Reihe ruhiger und glücklicher Jahre, in denen das Land sich von seinen erlittenen Drangsalen wieder erholen konnte. Viel Löbliches kam in diesem Zeitraume zu Stande, namentlich auch die rühmliche Linthkorrektion, wodurch die versumpften Ufer der Linth und des Wallenstattersees trocken gelegt wurden. Freilich war auch jetzt für die Schweiz die Abhängigkeit von Frankreich nicht selten drückend. Ihr Vermittler, Napoleon, hatte im Jahr 1804 sich auf den Kaiserthron erhoben, und schreckte mit seinen siegreichen Heeren ganz Europa. Der Eidsgenossenschaft hatte er ein lästiges Bündniß aufgedrungen, das sie verpflichtete, Frankreich vier Regimenter, jedes von vier tausend Mann, zu stellen, und diese Truppen stets vollzählig zu erhalten. Dieß verursachte der Schweiz bei dem kriegerischen Sinne ihres mächtigen Bundesgenossen schweren Verlust an Mannschaft und Geld; denn nicht selten mußten die Rekruten mit bedeutenden Summen erkauft werden. Beunruhigend war auch im Jahre 1810 die Vereinigung des Walliserlandes mit Frankreich, und die Besetzung eines Theiles des Kantons Tessin durch französische Truppen, um die Abtretung des Bezirkes Mendris zu erzwingen, wodurch die Mediationsakte verletzt und die Besorgniß erregt wurde, es möchte am Ende dasselbe Schicksal die ganze Schweiz treffen. Auch erlitt durch die Zollverordnungen, welche Napoleon sowohl zu Gunsten seines eigenen Landes, als aus Haß gegen England von Zeit zu Zeit erließ, und wodurch die Kolonialwaaren auf einen ungeheuern Preis, das Pfund Kaffe z. B. auf zwei Gulden zwanzig Schilling, getrieben wurden, die schweizerische Industrie manchen harten Schlag. Oft wurde die Schweiz durch die Anmaßungen Frankreichs zum Ausschlusse englischer Waaren

genöthiget, und namentlich verlor sie bedeutend durch die von Napoleon ausgesprochene Confiskation derjenigen Waaren, welche man 1806 nach Neuenburg gebracht hatte, als er damals dieses ihm von Preußen abgetretene Fürstenthum besetzte.

In diesen Zeitraum fallen auch zwei Grenzbesetzungen, welche die Schweiz in den Kriegen gegen Östreich 1805 und 1809 unternahm, bei welchen jedoch beide Male von Seite der Franzosen kleine Grenzverletzungen Statt fanden, die indessen dann entschuldigt wurden.

75. Aufhebung der Mediationsverfassung. Die Eidsgenossenschaft der zwei und zwanzig Kantone. (1813 bis 1830.)

Die im Ganzen für die Schweiz glücklichen Verhältnisse unter der Mediationsverfassung dauerten bis zum Jahre 1813. Da aber erhoben alle europäischen Mächte die Waffen gegen den durch seinen unglücklichen Feldzug in Rußland (1812) in seiner Macht geschwächten französischen Kaiser Napoleon, dessen Gewaltherrschaft sie sich nicht länger konnten gefallen lassen. Als die Heere der verbündeten Fürsten sich Frankreichs Grenzen näherten, beschloß die Eidsgenossenschaft, ihre Neutralität zu behaupten. Mit zwölf tausend Mann wurden die Grenzen besetzt. Das billigte Napoleon, weil es für ihn vortheilhaft war, nicht aber die Verbündeten, welche freien Durchzug durch die Schweiz für ihre Heere verlangten. Die Schweizer selbst waren nicht einig. Die große Mehrheit des Volkes wollte Vertheidigung der Neutralität; viele Feinde der neuen Ordnung wünschten hingegen, unter den Bajonetten der Verbündeten die ehemaligen Verhältnisse der Schweiz wieder herzustellen. Sie schickten heimlich Gesandte nach Waldshut, um in diesem Sinne auf die Monarchen einzuwirken. Inzwischen hatten sich die Truppen der Verbündeten am Rheine von Schaffhausen bis nach Basel in gewaltigen Massen versammelt. Da erklärten die Monarchen, sie könnten die Neutralität der von Frankreich gänzlich abhängigen Schweiz nicht anerkennen, und müßten auf dem Durchzuge ihrer Heere nach Frankreich bestehen. Gegen das Ende des Dezembers 1813 setzten sich die Verbündeten auf allen Punkten von Basel bis nach Schaffhausen in Bewegung, über den Rhein zu ziehen. Man beschloß, der Übermacht zu weichen, und die eidsgenössischen Truppen erhielten den Befehl, sich zurückzuziehen, und wurden entlassen. Die Soldaten und das Volk waren darüber entrüstet, und die Lasten, welche die Truppendurchzüge verursachten, nährten den Unmuth. Als man nun aber an manchen Orten auf Wiedererwerbung verlorner Vorrechte dachte, und namentlich Bern die vormalige Ord-

nung wieder einführte, und Aargau und Waat zur Unterwerfung aufforderte, da entbrannte ein heftiger Streit durchs ganze Land. Viele begehrten die Zusammenberufung der dreizehnörtigen Tagsatzung. Zürich, Basel und Schaffhausen indessen widersetzten sich diesem Begehren, und so bildeten sich nun zwei Tagsatzungen, die eine zu Zürich, die andere zu Luzern. Als sich aber die verbündeten Mächte für das Fortbestehen der neunzehn Kantone erklärten, so trat endlich im März und Aprill 1814 eine Tagsatzung aller Stände in Zürich zusammen. Die Zahl der Kantone wurde durch Wallis, Neuenburg und Genf auf zwei und zwanzig vermehrt. Die Verfassungen der Kantone selbst erlitten große Veränderungen. Die Rechte des Volkes wurden geschmälert, und die Städte und Familien erhielten wieder bedeutende Vorrechte und das Uebergewicht in den großen Räthen. Noch ehe diese Streitigkeiten beseitiget waren, und die auf einem Congresse in Wien versammelten Fürsten Europa's die politischen Angelegenheiten geordnet hatten, traf die Nachricht ein, daß Napoleon von der Insel Elba, dem Orte seiner Verbannung, wieder nach Frankreich zurückgekehrt sei, und sich des Thrones bemächtiget habe. Sogleich griffen alle europäischen Völker abermals zu den Waffen, und im Jahre 1815 brach der Krieg wieder aus. Die Schweiz besetzte Genf und die Grenzen gegen Frankreich mit vierzig tausend Mann, gestattete den verbündeten Mächten den Durchzug, und nahm auch selbst Antheil am Kriege, besonders an der Belagerung der Festung Hüningen, die nachher geschleift wurde. Während dieses Feldzuges ordnete der Congreß in Wien die europäischen und, vereint mit eidsgenössischen Abgeordneten, auch die schweizerischen Angelegenheiten. Es wurde die Eidsgenossenschaft der zwei und zwanzig Kantone anerkannt, und derselben ewige Neutralität zugesichert. Den 7. August 1815 beschworen die Stände die neue Bundesakte in Zürich, Nidwalden ausgenommen, das sich weigerte, und die benachbarten Kantone so lange aufzuregen suchte, bis es von ungefähr tausend Mann Eidsgenossen besetzt wurde, worauf die Landsgemeinde beschloß, den Bund anzunehmen. Engelberg, das sich von Nidwalden losgesagt hatte, wurde nun mit Obwalden vereiniget. Die Schweiz erhielt auch ihre frühern Besitzungen wieder. Das Dappenthal kam zur Waat, ist indessen von Frankreich noch nicht übergeben worden; das Bisthum Basel an Bern, mit Ausnahme des Bezirkes Birseck, der Basel, und eines kleinen Abschnittes, der Neuenburg zugetheilt wurde. Dem Kanton Uri wurde die Hälfte des jährlichen Zollertrags im Livinenthal zugesprochen, und dem Abte Pankratius von St. Gallen und seinen Beamteten ein Jahrgehalt von acht tausend Gulden ausgesetzt, den der Kanton St. Gallen zu bezahlen hatte.

Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Glarus und Appenzell-Innerrhoden sollten für ihre verlornen Rechte von den Kantonen Aargau, Waadt und St. Gallen mit einer halben Million Franken entschädigt werden. Cleven, Veltlin und Worms aber blieben Östreichs Eigenthum. Von den französischen Zahlungen erhielten die Eidsgenossen drei Millionen Franken.

Ungeachtet in den meisten Kantonen das Volk es nicht leicht verschmerzen konnte, an seinen Rechten Abbruch erlitten zu haben, so folgten nun doch fünfzehn glückliche Friedensjahre. Die Nothwendigkeit mancher Verbesserung wurde freilich immer lebhafter empfunden, und wirklich kam auch viel Gutes zu Stande, und viel Anderes wurde allmählig angebahnt, bis dann plötzlich ein ganz unerwartetes auswärtiges Ereigniß von Neuem auch in der Schweiz große Unruhen erweckte, und gewaltige Bewegungen und Veränderungen verursachten.

76. Die Entthronung des französischen Königs und ihre Folgen für die Schweiz.

(1830 bis 1839.)

In den letzten Julitagen des Jahres 1830 stieß das französische Volk in einem blutigen Aufstande zu Paris seinen König vom Throne, und nöthigte ihn, Frankreich zu verlassen. Diese Volksbewegung fand auch in benachbarten Ländern Nachahmung. Besonders in der Schweiz erhob sich das Volk in den meisten, namentlich in den nördlichen Kantonen, und hielt, um seine Forderungen nachdrücklich laut werden zu lassen, große Versammlungen, wie z. B. im Kanton Bern in Münsingen, im Kanton Zürich in Uster, wo den 22. November 1830 viele tausend Männer zusammentraten, um ihre Wünsche zu Handen der Regierung auszusprechen. Billigere Repräsentation des Volkes in den gesetzgebenden Räthen, Rechtsgleichheit, Trennung der Gewalten, eine kräftigere Verfassung und bessere Volksbildung waren fast allenthalben die Hauptbegehren. Diese Bewegungen griffen so um sich, daß nach und nach in zwölf Kantonen die Obrigkeiten sich auflösen mußten. In volksthümlichem Sinne wurden dann die Verfassungen geändert, und die Regierungen und Gerichte neu bestellt. In zwei Kantonen kam es zu blutigen Auftritten und Gefechten, in Basel und Neuenburg, und die Ruhe konnte nur durch eidsgenössische Truppen wieder hergestellt werden. Basel trennte sich in Baselstadt und Basellandschaft. Einen vergeblichen Versuch, den Neuerungen mit Waffengewalt entgegen zu treten, mußten der Kanton Schwyz, von welchem diese Bewegung ausging, und die Stadt Basel, die gleichzeitig zu einem neuen Aus-

falle gegen die Landschaft sich hingab, damit büßen, daß sie längere Zeit durch eidsgenössische Truppen besetzt wurden.

In Zürich wurden die Festungswerke geschleift, und den dadurch gewonnenen Boden ließ die Regierung zu Bauplätzen versteigern. Schnell entstanden so beinahe nach allen Richtungen hin neue Gebäude in Menge und ganze Straßen. Auch auf die Verbesserung alter und die Anlegung neuer Landstraßen wurden große Summen verwendet. In mehrern Kantonen that man sehr viel für das Volksschulwesen durch Errichtung von Schullehrerseminaren, Erhöhung der Schullehrerbesoldung und Vermehrung und Verbesserung des Unterrichtes. Zu Bern und Zürich wurden Hochschulen errichtet.

Glücklich hat im Ganzen die Schweiz auch die heftigen Bewegungen der neuesten Zeit bisher bestanden, und im Vertrauen auf Gott, der auch in erschütternde Stürme doch den unverkennbarsten Segen legt, wollen wir ruhig der Zukunft entgegensehen.

Anhang.

Verbreitung des Christenthums in Helvetien.

Mitten in den bewegten Zeiten, als unser Vaterland bald von diesem, bald von jenem kriegerischen Volke überfallen und theilweise erobert wurde, verbreitete sich in demselben allmälig das Christenthum, dessen wohlthätige Einwirkungen auf den Anbau des Landes, die Entwickelung der Geisteskräfte, die Milderung der Lebensart und Sitten, und auf die Belebung der Künste und Wissenschaften nicht zu berechnen sind. Wo und durch wen es zuerst geschah, darüber herrschen nur dunkle, fabelhafte Sagen. Daß die christliche Religion in Helvetien schon zur Zeit der Römerherrschaft da und dort bekannt und verbreitet worden sei, läßt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuthen.

Nach der Legende soll der h. Beatus, welchen man den Apostel der Helvetier nennt, schon im ersten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung das Evangelium im Innern unsers Vaterlandes verkündiget haben. Eine Bestätigung dieser Sage wollte man darin finden, daß am Thunersee ein Berg Beatenberg und eine Höhle an demselben die St. Beatenhöhle seit undenklichen Zeiten heißt, weil der Heilige in derselben gewohnt habe. So kennt die Sage auch einen rhätischen Apostel St. Luzius, von welchem die Namen der

Luziensteig, des St. Luziuslöchleins, einer Höhle bei Chur, und der St. Luziuskirche in dieser Stadt herrühren sollen. Höchst verdächtig aber müssen diese Erzählungen schon darum erscheinen, weil sie von Beda herkommen, einem Mönche, der in England wohnte, und erst im siebenten Jahrhunderte lebte.

Als den ersten Bischof der Rauracher, dessen Nachfolger ihren Wohnsitz in Basel aufschlugen, nennt die Überlieferung den h. Pantalus, der im Jahre 239 mit der heiligen Ursula und ihren eilf tausend jungfräulichen Gefährtinnen zu Cöln von den Hunnen soll getödtet worden sein. Diese Sage hat aber noch weit weniger Wahrscheinlichkeit, als die oben angeführten.

Unter allen Legenden, welche von der Einführung des Christenthums in Helvetien während der römischen Oberherrschaft erzählen, hat indessen keine mehr Eingang gefunden, als diejenige der thebaischen Legion, obgleich sie nicht minder fabelhaft ist, als die andern. Die römische Legion soll aus lauter Christen bestanden haben, und am Ende des dritten Jahrhunderts aus Ägypten nach Gallien gekommen sein, und sich in Wallis mit dem daselbst stehenden Römerheere vereiniget haben. Da sie sich aber weigerte, den Götzen zu opfern, so ließ sie der römische Feldherr niederhauen. Einzelnen Personen gelang es indessen zu entweichen, und diese sollen nun in benachbarten Gegenden verschiedene Christengemeinden gestiftet haben. So kamen nach der Sage Viktor und Ursus und mit oder nach ihnen auch die h. Verena, eine Anverwandte des Obersten der thebaischen Legion nach Solothurn, wo sie dem Christenthum Eingang verschafften. Von da soll die genannte Heilige nach Zurzach gegangen sein. Unter den Entwichenen waren nach der Sage auch zwei Geschwister Felix und Regula, die nach Zürich kamen, und daselbst das Evangelium predigten, weßwegen der dortige römische Befehlshaber sie hinrichten ließ. Möglich, ja wahrscheinlich ist es immerhin, daß es schon zur Zeit der Römerherrschaft in Helvetien einzelne Christengemeinden gab, wenn es sich auch nicht mit Sicherheit bestimmen läßt, wo und durch wen dieselben gestiftet worden seien; aber ganz gewiß blieben doch die meisten Landesbewohner bei derjenigen Religion, die sie von ihren Vätern geerbt hatten.

Über die Entstehung der Bisthümer und die Stiftung einzelner Kirchen in Helvetien läßt sich eben so wenig etwas mit Gewißheit sagen. Sicherer werden die Nachrichten erst im fünften, sechsten und siebenten Jahrhundert. Da finden sich bereits Bischöfe zu Genf, Lausanne, Sitten, Windisch (später Konstanz), Basel und Chur. Die Geistlichkeit war damals noch nicht reich und üppig. Die Bischöfe selbst schämten sich sogar der Handarbeit und der ländlichen Geschäfte nicht. Besonders in der Mitte des siebenten Jahrhunderts

wurden viele Stiftungen gemacht, die nicht wenig dazu beitrugen, das noch wüste Land anzubauen. Mit bewunderungswürdigem Fleiße wurden Felsen, Wälder, Sümpfe in fruchtbare Gegenden verwandelt.

Germanus, ein Mann von vornehmer Herkunft, von Trier gebürtig, zog in die Wildniß an der Birs, und stiftete daselbst ein Münster. Das wilde Thal wurde nach und nach angebaut, und erhielt den Namen Münsterthal.

Immer, ein Mann aus der Gegend von Pruntrut, begab sich mit seinem Knechte Albrecht in das rauhe, von der Süß durchflossene Thal, wo sie als Einsiedler dem Gottesdienste und dem Anbau des Landes lebten. Um sie her siedelten sich zu Berg und Thal immer mehrere an, und gaben ihrem Wohnorte den Namen St. Immerthal.

Der Bischof Marius von Lausanne, früher ein reicher burgundischer Edelmann, hatte, noch ehe er Bischof geworden war, auf einem seiner Güter einen Hof und eine Kirche gebaut. In der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts stiftete die burgundische Königinn Bertha daselbst ein Benediktinerkloster, um welches her dann die Stadt Peterlingen entstand. Marius schrieb auch eine Chronik, welche vom Jahre 455 bis 581 reicht, und worin er vieles, was ihm die Alten erzählten, so wie die bedeutendsten Ereignisse seiner Zeit aufzeichnete. Unter andern meldet er das Unglück, das im Jahr 563 die Gegenden am Genfersee betraf, als ein Berg im Wallis durch seinen plötzlichen Einsturz das Wasser des Sees so anschwellte, daß die ältesten Dörfer an demselben mit den Kirchen und ihren Dienern, mit Menschen und Heerden weggespült, zu Genf die Mühlen und Brücken zerstört, und viele Einwohner getödtet wurden. Lausanne blieb bei seiner hohen Lage verschont. Marius beschenkte das Bisthum mit vielen Gütern. Diese bearbeitete er, wie seine Grabschrift meldet, mit eigener Hand, und verfertigte auch in müßigen Stunden Gefäße zu gottesdienstlichem Gebrauche. So war er in Frömmigkeit und Fleiß ein Muster seines Standes.

Nicht nur im westlichen oder burgundischen, sondern auch im östlichen oder alemanischen Helvetien und in Rhätien verbreitete sich das Christenthum und mit ihm Milderung der Lebensart und Sitten, Anbau des Landes und Betreibung der Künste und Wissenschaften immer weiter. Früher schon blüheten dort einzelne christliche Gemeinden in Arbon, z. B. in Herisau, Rorschach, und die Verlegung des Bisthums Vindonissa (Windisch) nach Konstanz übte einen wohlthätigen Einfluß auf jene Gegenden aus. Besonders aber beförderten hier die Verbreitung des Christenthums fremde Lehrer von schottischer Herkunft, welche ihr Vaterland, das nörd-

liche Irland, und ihre kriegerischen Brüder verlassen hatten, weil sie einen Trieb empfanden zu einem stillen Leben und Wirken. Diese aus vornehmen Geschlechtern herstammenden Männer besaßen Kenntnisse, die in diesem Zeitalter ganz ungewöhnlich waren. Kolumbanus, der Führer und Lehrmeister der übrigen, begab sich mit Gallus, Magnoald und neun andern nach Frankreich, wo sie manche geistliche Stiftung anlegten. Von da vertrieben, kamen sie in die Gegend von Schaffhausen, dann nach dem damals noch kleinen Flecken Zürich und von da nach Tuggen oben am Zürichsee. Hier fanden sie Heiden, und verkündigten ihnen die christliche Lehre; allein die Tuggener gaben ihnen zur Antwort: „Unsere alten Götter haben uns und unsere Väter mit Regen und Wärme bis dahin wohl versehen. Wir wollen sie nicht verlassen; denn sie regieren wohl.“ Hierauf brachten sie ihren Götzen Opfer. Da geriethen Kolumban und Gallus in Eifer, warfen die Opfer in den See, und legten Feuer an den Tempel. Die Tuggener aber schlugen den Kolumban, und vertrieben ihn und seine Gefährten. Da sprachen die Christuslehrer ganz unchristlich die Verwünschung über sie aus: „Wir gehen weg. Euch gebe Gott, daß ihr alle eure Kinder überlebet, und im Alter hülflos und wahnsinnig sterbet!“ Sie kamen nach Arbon am Bodensee, wo ihnen der Priester Willmar vorschlug, nach Bregenz zu ziehen. Dieser Ort war von den Alemanen zerstört worden. In einer Kirche hingen hölzerne Götzen an der Wand, und die Einwohner opferten dem Wodan von ihrem Bier. Kolumban und seine Gefährten fanden Eingang mit ihrer Lehre. Die Bilder wurden zerstört, und die Kirche wieder geweihet. Drei Jahre brachten sie daselbst zu, und pflanzten neben der Besorgung ihres Lehramtes und des Gottesdienstes Fruchtbäume in einem Garten. Gallus predigte fleißig, verfertigte in müßigen Stunden Fischernetze, und nährte durch den Fischfang nicht nur sich und seine Gefährten, sondern speisete auch noch viele Arme. Doch sie hatten auch hier Feinde, und diese brachten es endlich dahin, daß sie vertrieben wurden. Kolumban und Siegbert wandten sich nach Italien. Gallus blieb krank bei Willmar in Arbon zurück. Auf der Gotthardstraße verließ Sigbert den Kolumban, und siedelte sich in einer furchtbaren Wildniß unweit den Quellen des Rheines an. Hier wohnte er in einer Höhle, unterrichtete die wilden Räthier. und bildete eine Christengemeinde. Einer der bekehrten Räthier, Namens Placius, schenkte seinem Lehrer viele Güter zu kirchlichen Zwecken, so daß dieser in seiner Wildniß ein Kloster stiften konnte, das Desertina, Einöde, (Disentis) genannt wurde. Als Gallus wieder genesen war, nahm er sich vor, sein Leben in der Einsamkeit zu beschließen. Er hörte von dem Diakon Hiltbold, einem

eifrigen Jäger, daß oberhalb Arbon am Flüßchen Steinach eine von zwei Hügeln eingeschlossene Ebene liege, von wo die Berge sich höher und höher bis zur Schnee-Region erheben. In dieses von Bären, Wölfen und wilden Schweinen bewohnte Thal begab sich Gallus, nachdem er das ihm angetragene Bisthum Konstanz ausgeschlagen hatte, mit seinem Gefährten Magnoald, oder Magnus, Mang, und einigen andern. Zehn Jahre lebten sie hier, indem sie sich Hütten bauten, einen Garten anlegten, und sich von Jagd und Fischfang und von einer kleinen Heerde nährten. Bald wurde Gallus in der ganzen umliegenden Gegend hoch verehrt; denn er zeichnete sich als Lehrer durch Kenntnisse und durch Fleiß und Frömmigkeit aus. Weit umher suchte er die Leute in ihren Wohnplätzen auf, lehrte und predigte, und zerstörte die Götzenbilder. Seinen Jüngern ertheilte er fleißig Unterricht, und bildete sie zu Glaubensboten. Im hohen Alter noch ging er oft nach Arbon zum Gottesdienst, wo er auch im Jahre 640 und im fünf und neunzigsten seines Alters an einem Fieber starb, das ihn während einer Predigt ergriff, die er dort am St. Michaels-Tage auf Bitte des Pfarrherrn hielt. Sein Leichnam wurde bei seiner Zelle begraben. Fünf und sechszig Jahre später wurde daselbst das Kloster St. Gallen gestiftet. Othmar, der erste Abt, machte sich um die Mit- und Nachwelt verdient durch die Stiftung einer Klosterschule, wo die von Norden her gekommenen gelehrten Kenntnisse gepflegt, und von da aus in Rede und Schrift weiter verbreitet wurden. Aus den reichen Vergabungen an das Kloster unterstützte Othmar auch die Armut, und baute einen Spital, wo er arme Kranke aufnahm, die er oft, wenn auch ihr Leib mit den ekelhaftesten Geschwüren bedeckt war, mit eigener Hand bediente, so daß er mit Recht den ehrenvollen Namen eines Vaters der Armen erhielt.

Lange schon vor der Stiftung von St. Gallen war das Frauenkloster Seckingen auf einer Rheininsel oberhalb Basel gestiftet worden von dem h. Fridolin, einem vornehmen Irländer, um das Jahr 511. Derselbe Heilige hatte auch in einem wilden Thale an der Linth dem h. Hilarius, einem berühmten gallischen Kirchendiener des vierten Jahrhunderts, eine Kirche geweihet. Zwei Edelleute Ursus und Landolf schenkten das Thal dem Kloster Seckingen. Es erhielt vom h. Hilarius den Namen Glarus durch verdorbene Aussprache, und wurde immer mehr bevölkert und angebaut.

Zwei vornehme Brüder fränkischen Stammes, Ruprecht, Herzog, und Wikard, Priester, besaßen viele Güter am Albisgebirge zwischen den Seen, an denen Zürich und Luzern liegen. Zürich erhob sich am alten Handelsweg aus Italien nach Frankreich wieder zur bedeutenden Stadt. Ruprecht baute auf einem Hügel

daselbst ein Münster für Chorherren, die unter einem Dekan klösterlich beisammen lebten, und schenkte ihnen Meierhöfe am Albis. Kaiser Karl der Große, welcher selbst eine Zeit lang in Zürich gewohnt haben soll, vermehrte das Eigenthum des Stiftes mit Weinbergen, Fischenzen, Zehnten und Mühlen. Darum erblickt man jetzt noch in einer Nische des westlichen Großmünsterthurmes sein in Stein gehauenes Bildniß. Der Enkel Karls des Großen, Ludwig der Deutsche, baute fünfzig Jahre nach dieser Vergabung am westlichen Limmatufer ein Frauenkloster, den Fraumünster, und beschenkte dasselbe mit vielen Gütern, Freiheiten und Rechten. Zu Luzern aber, das nach Eröffnung des Passes über den Gotthard zu einem wichtigen Handelsplatz wurde, stiftete Wikard St. Leodegards Münster, und gab ihm Besitzungen am Albis.

Zu derselben Zeit ließ Karl Martell, Großvater Karls des Großen, ein Kloster auf der Insel Sintlisau am Bodensee stiften, die aber später wegen des Reichthums des Klosters den Namen Reichenau erhielt. Der erste Abt daselbst war der h. Pirminius. Sein Nachfolger Etho stiftete hier eine Schule, die sehr berühmt wurde, und gründete das Kloster Pfäffers in Rhätien unweit Chur.

Der h. Meinrad, ein Sohn des Grafen Berchtold zu Sulgen an der Donau, um das Jahr 800 geboren, veranlaßte nach seinem Tode noch die Stiftung des Klosters Einsiedeln. Er war in der Schule zu Reichenau gebildet worden, und hatte mit besonderem Fleiße die h. Schrift studirt, und dieselbe mit eigener Hand abgeschrieben. Später zog er sich in eine Wildniß bei Cham am Zugersee zurück, und dann in einen dunkeln Wald am Fuße des Ezels. Hier lebte er Jahre lang in einer Hütte der Betrachtung göttlicher Dinge und dem Gottesdienste, und wurde von den Bewohnern der Umgegend seiner Weisheit und Frömmigkeit wegen hoch verehrt. Im Worte Gottes und in einigen Kirchenvätern studirte er immer, und nährte sich theils von der Arbeit seiner Hände, theils von Geschenken gutthätiger Leute. Zwei junge Raben, die er zahm gemacht hatte, waren seine treuen Gefährten. Bis zum Jahre 861 lebte Meinrad so im Dienste Gottes, erbaute alle, die ihn besuchten, durch seine Frömmigkeit und christliche Weisheit, bis er im genannten Jahre von zwei Räubern überfallen und ermordet wurde. Seine Raben aber sollen die Mörder bis nach Zürich, zu der Stelle verfolgt haben, wo jetzt der Gasthof zum Raben steht. Pilger erkannten Meinrads Raben, deren Wuth gegen die beiden Männer Verdacht erregte. Sie wurden ergriffen, der Mordthat überwiesen, und hingerichtet. Meinrads Leichnam wurde in Reichenau beerdigt, und erst im Jahre 1039 wieder nach Einsiedeln gebracht. Nach seinem Tode blieb seine Einsiedelei lange Zeit unbewohnt. Im Jahre

906 ließ Benno, Domherr zu Straßburg, die Zelle herstellen und erweitern, und die wilde Gegend bewohnbar machen. Die Aebtissinn von Seckingen gab ihm die Insel Aufenau im Zürichsee zu Lehen, damit er Obstbäume pflanzen könne, die in seiner rauhen Wildniß nicht fortkamen. Im Jahre 925 wurde er auf den bischöflichen Stuhl in Metz berufen, wo man ihm aber seiner ernstlichen Strafpredigten wegen die Augen ausstach. Jetzt kehrte er in seine Einsamkeit zurück, und starb daselbst im Jahre 949. Eberhard, der Probst zu Straßburg, hatte sechs volle Jahre bei Benno, seinem blinden Freunde, zugebracht. Nach seinem Tode erweiterte er die kleine Zelle zu einer Wohnung für mehrere, und bewog dann einige Männer von fürstlicher Herkunft zu ihm zu ziehen. Sie nahmen den Orden der Benediktiner an, und Eberhard wurde ihr Vorsteher. Kaiser Otto I. verwandelte die Zelle 946 in ein Kloster für Edelleute, gab dem Stifte viele Güter, und das Recht, seinen Abt zu wählen. Es gelangte dieß Kloster bald zu großem Ansehen, und es gingen aus demselben viele Bischöfe und viele Aebte anderer Klöster hervor. Die Wildniß um dasselbe her wurde immer mehr angebaut und bevölkert.

Die Gründung des Klosters Muri veranlaßte die christliche Gottesfurcht der Gräfin Ida von Lothringen, Gattinn Radbods, der ein Enkel Guntrams war, des Stammvaters des habsburgischen Hauses. Ihr Gemahl hatte ihr die Güter zu Muri als Witthum bestimmt. Da sie aber hörte, daß sein Vater Lanzelin dieselben durch Gewaltthätigkeiten und Bedrückung der frühern Eigenthümer, die ihn zu ihrem Schirmherren angenommen, an sich gebracht habe, so wollte sie dieselben nicht besitzen; denn sie fürchtete Gott. Sie wandte sich an den Bruder ihres Gemahls, den Bischof Werner von Straßburg, und sagte ihm: „Es bekümmert mich sehr, daß die freien Aemter auf unredliche Weise in Besitz genommen worden. Ich muß den göttlichen Zorn über meinen Ehegemahl und mich und über unsere Kinder fürchten, und bitte euch, ihr möget dazu helfen, daß mein Gemahl die freien Aemter den rechtmäßigen Eigenthümern wieder zustelle. Ich will gern meine Morgengabe fahren lassen, damit biedere Leute das Ihrige erhalten." Der Bischof nahm die Güter, da man sie den theils im Elend gestorbenen, theils ausgewanderten Eigenthümern nicht mehr zurück geben konnte, als seinen Antheil am väterlichen Erbe, und widmete sie Gott. Ida ließ aus ihrem Vermögen ein Kloster bauen, und auf ihre und Radbods Bitten sendete im Jahr 1025 Einsiedeln die ersten Mönche dahin. Der erste Probst Reinbold kaufte von Straßburg zwei Glocken, und ließ Bücher abschreiben, und bald war das Kloster im Besitze der h. Schriften, mancher lateinischen und vieler anderer Bücher. Auch wurde eine Schule für Edelleute eröffnet, und es

gingen aus diesem Kloster viele gelehrte Männer hervor. Auch den Landbau beförderten die Mönche, und versuchten den Weinbau. Neuen Anbauern gaben sie Haus, Holz, Pflug, einen Wagen mit vier Ochsen nebst andern Hausthieren, und den nöthigen Werkzeugen und Sämereien zum Ackerbau gegen mäßige Abgaben an Leinwand, Vieh, Feldfrüchten, Käse und Butter und bestimmt festgesetzte Frohndienste. Große Betriebsamkeit erwachte dadurch in jener Gegend.

Noch verdient eine geistliche Stiftung ehrenvolle Erwähnung, da sie ihren edeln, menschenfreundlichen Zwecken bis auf die gegenwärtige Stunde treu geblieben ist, und darum auch allgemeine Achtung genießt, das Stift nämlich auf dem St. Bernhardsberg im Wallis. Schon zur Zeit der Römer ging über den St. Bernhard eine Kriegs- und Handelsstraße. Es befand sich auf der Höhe des Berges eine Waarenniederlage, ein Tempel und eine Herberge, von einer Wache beschützt. Karl der Große führte im Jahr 773 durch diesen Paß einen Heerzug gegen die Longobarden nach Italien, verbesserte die Straße, und erneuerte wahrscheinlich die Herberge daselbst, welche dann in spätern Kriegen wieder zerstört wurde. Bernhard von Menthon, ein savoischer Edelmann, den sein Vater dem Kriegsstande hatte widmen wollen, folgte seiner Neigung zum Mönchsleben, und ging ins Kloster. Um das Jahr 960 begab er sich auf den St. Bernhard, stellte daselbst die zerstörte Herberge für Reisende wieder her. Er gründete dann eine Stiftung für Geistliche, die in dieser todten Wüste, wo ewiger Winter herrscht, neben der Gottesverehrung die Pflicht üben sollten, die Reisenden mit Lebensbedürfnissen zu versorgen, ihnen Hülfe zu leisten, und Verirrte, Ermattete, in Schneestürmen Verschüttete zu retten, wozu eigens abgerichtete Hunde gehalten wurden, um auf die Spur Verunglückter zu leiten. Jedem Reisenden ohne Unterschied wurde ein Becher Wein und ein großes Stück Brot unentgeltlich geboten. Wer dafür erkenntlich sein wollte und konnte, legte eine Gabe in den Opferstock. Verhinderte die Witterung die Abreise, so wurde der Reisende unterhalten, bis die Bahn wieder geöffnet war. Die Menschenfreunde der umliegenden Länder wurden etwa um Steuern für die wohlthätige Stiftung angesprochen. Bernhard selbst stand derselben bis zum Jahre 1008 vor. So verbreitete das Christenthum den Segen seiner Liebe bis hinauf in die unwirthbaren Regionen, wo Alles in ewiger Kälte erstarret, und baute sich dort eine Wohnung der uneigennützigsten Menschenfreundlichkeit und Barmherzigkeit, die eines der schönsten Denkmäler seiner innern Vortrefflichkeit ist.

Chronologische Uebersicht
der
Hauptbegebenheiten.

1. Aus dem Voreidsgenössischen Zeitraume.

57 J. v. Christo. Zug der Helvetier nach Gallien. (Horderich.)
69 „ n. „ Schlacht am Bözberg. (Aulus Cäcinna. Julius Alpinus.)
768—814. Karl der Große.
1273. Rudolf von Habsburg wird deutscher Kaiser.

2. Aus der Zeit der alten Eidsgenossenschaft.

Freiheitskampf gegen das Haus Oestreich. 1308—1389.

1308. Vertreibung der Vögte. Kaiser Albrechts Tod.
1315. Schlacht am Morgarten. Ewiger Bund.
1318. Solothurns Belagerung.
1332. Aufnahme der Stadt Luzern in den Bund.
1333. Mordnacht zu Luzern.
1339. Schlacht bei Laupen. (Graf von Nidau. Rudolf von Erlach.)
1350. Mordnacht zu Zürich. (Brun.)
1351. Zürich tritt als Vorort in den Bund. Schlacht bei Tätweil. (Rüdiger Manesse.)
1352. Glarus und Zug in den Bund.
1353. Bern tritt in den Bund, und erfüllt die Zahl der acht alten Orte (Zürich, Bern, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Glarus und Zug.)
1386. Schlacht bei Sempach. (Leopold III. Winkelried.)
1388. Schlacht bei Näfels. (Am Buel.)
1389. Friede mit Oestreich.

Freiheitskampf der Appenzeller. 1403—1411.

1403. Schlacht am Speicher.
1405. Schlacht am Stoß. (Rudolf von Werdenberg.)
1405. Schlacht an der Wolfshalden.
1408. Belagerung der Stadt Bregenz.
1411. Appenzell tritt mit den Eidsgenossen ins Landrecht.

Errichtung der gemeinen Herrschaften. 1415.

1415. Eroberung des Aargau, der freien Aemter und der Stadt Baden. Bildung derselben zu gemeinen Herrschaften. (Friedrich mit der leeren Tasche.)

Unruhen im Wallis. 1414—1420.

1414. Die Matze. (Freiherr von Raron.)
1419. Bern fällt in Wallis ein. (Thomas in der Bündt.)

Krieg gegen Mailand. 1421—1426.

1422. Schlacht bei Arbedo. (Peter Collin.)
1426. Eroberung von Domo d'Ossola. (Peter Rysig.)

Der alte Zürichkrieg. 1436—1450.

1436. Streit um die Toggenburger-Erbschaft. (Rudolf Stüßi und Jtal Reding.)

1440. Alle Eidgenossen gegen Zürich, das einen nachtheiligen Frieden schließen muß.
1442. Zürich verbündet sich mit Oestreich.
1443. Gefecht bei Freienbach. Feldzug nach Baar. Sturm am Hirzel. Schlacht bei St. Jakob an der Sihl.
1444. Mord bei Greifensee. Zürichs Belagerung. Schlacht bei St. Jakob an der Birs.
1446. Schlacht bei Ragaz.
1450. Friede.

Burgunderkrieg. 1474—1477.

1474. König Ludwig XI., Kaiser Friedrich von Oestreich und Erzherzog Sigmund verbünden sich mit den Eidsgenossen gegen Herzog Karl den Kühnen von Burgund. Landvogt Peter von Hagenbach. Schlacht bei Hericourt. (Felix Keller.)
1476. Schlacht bei Granson (3. März). Schlacht bei Murten (22. Brachmonat). (Bubenberg, Waldmann, Hallweil, Hertenstein.)
1477. Schlacht bei Nanci (5. Januar).

Krieg gegen Mailand. 1478—1479.

1478. Schlacht bei Giornico. (Frischhans Theiling.)
1479. Friede.

Streit der eidgenössischen Städte und Länder. 1479—1481.

1481. Niklaus von der Flüe versöhnt die Eidsgenossen.
Freiburg und Solothurn treten in den Bund.

Der Waldmannische Aufruhr. 1489.

1489. Waldmanns Tod.

Der Rorschacherkrieg. 1489.

1489. Zerstörung des Klosters zu Rorschach. Belagerung der Stadt St. Gallen. Das Rheinthal wird zu einer gemeinen Herrschaft der Eidsgenossen.

Der Schwabenkrieg. 1497—1499.

1497. Bündniß mit Rhätien.
1499. Ausbruch des Krieges.
Gefechte an der Luziensteig und bei Trisen. Schlachten im Hard.
Erster Zug ins Hegau (Februar).
Treffen bei Hallau (20. März).
Treffen beim Bruderholz (22. März).
Ueberfall bei Ermatingen und Treffen am Schwaderloch. Rudolf Has von Luzern und Oswald Kotz von Unterwalden. (11. Aprill.)
Schlacht bei Frastenz (Wohlleb). Zweiter Zug ins Hegau (20. Aprill.)
Schlacht auf der Malserheide (Benedict Fontana). (22. Mai.) Ende Mai. Dritter Zug ins Hegau.
Schlacht bei Dornach (22. Juli).
Friede (22. September).
1501. Basel und Schaffhausen in den Bund.

Mailändische Feldzüge. 1500—1525.

1500. Verrath der Schweizer zu Novarra an Herzog Sforza.
1513. Zweite Belagerung von Novarra und Schlacht daselbst. (Matthäus Schinner. Hans Keller von Bülach.) Appenzell tritt in den Bund und erfüllt die Zahl der dreizehn Orte.)
1515. Schlacht bei Marignano (13. und 14. September).
1516. Ewiger Friede mit Frankreich.
1525. Schlacht bei Pavia.

Reformation. 1519—1529.

1519. Ulrich Zwingli in Zürich. Der Ablaßkrämer Bernhardin Samson.
1523. Erste Disputation in Zürich (29. Januar).
Zweite Disputation daselbst (26. Oktober).
1526. Wiedertäufer. Disputation zu Baden (22. Mai).
1528. Disputation zu Bern (6. Januar).

Kappelerkriege. 1529—1531.

1529. Erster Kappelerkrieg. (Hans Aebli.)
1531. Zweiter Kappelerkrieg. Schlacht bei Kappel (11. Oktober). Treffen am Gubel (24. Oktober).

Unruhen in Genf und im Waatland. 1519—1602.

1519. Genf verbündet sich mit Freiburg. (Berthelier.)
1526. Genf verbündet sich mit Bern und Freiburg. Der Löffelbund im Waatland.
1534. Genf tritt der Reformation bei, und Freiburg hebt seinen Bund mit ihm auf.
1536. Bern erobert die Waat.
1535—1580. Religionsstreit in Genf. (Calvin.)
1602. Die Escalade in Genf.

Der Borromäische oder goldene Bund. 1579—1586.

1579. Borromäus stiftet ein Seminar für eidsgenössische Priester in Mailan und führt die beständige Nuntiatur in der Schweiz ein.
1582. Kalenderstreit.
1586. Der Borromäische oder goldene Bund.
1587. Der Finningerische Handel in Mühlhausen, und Ausschließung dieser Stadt aus dem Bunde der katholischen Orte.
1597. Theilung des Kantons Appenzell in Außer= und Innerrhoden.

Bündtnerunruhen. 1603—1639.

1620. Veltlinermord.
1621. Unterjochung Bündtens durch die Oestreicher. (Baldirone.)
1622. Verjagung der Oestreicher aus dem Prättigau und Rückkehr derselben.
1624. Befreiung Bündtens. (Salis. Jenatsch.)
1629. Bündten von den Oestreichern wieder eingenommen.
1631. Die Oestreicher müssen Bündten räumen.
1637. Die Bündtner vertreiben die französischen Besatzungen aus ihrem Lande.
1639. Friede, wodurch Worms, Veltlin und Cleven an Bündten kommen.

Unruhen in der Eidsgenossenschaft während des dreißigjährigen Krieges. 1618—1648.

1632. Ueberfall bei Ballstall.
1633. Belagerung der Stadt Konstanz durch die Schweden. (Kilian Kesselring.)
1641. Aufstand im Bernergebiete der Kriegssteuer wegen.
1646. Aufstand im Zürichgebiete der Kriegssteuer wegen.
1648. Westphälischer Friede. (Rudolf Wettstein.)

Bauernkrieg. 1653.

1653. Landsgemeinden in Sumiswald und Hutweil. Treffen bei Wollenschweil und Herzogenbuchsee. (Leuenberger. Schybi.)

Religionsstreitigkeiten. 1656—1664.

1656. Treffen bei Vilmergen. (23. Januar).
Herstellung des Friedens. (Bürgermeister Wettstein von Basel.)
1664. Wigoldingerhandel.

Toggenburger- oder Zwölferkrieg. 1712.

1712. Ausbruch des Krieges zwischen dem Abte von St. Gallen und den Toggenburgern, den katholischen und reformirten Eidsgenossen. Eroberung der Städte Wyl, Mellingen, Bremgarten und Baden durch die Zürcher und Berner. Landesfriede zu Aarau. Ueberfall an der Sinserbrücke. Schlacht bei Vilmergen. Zweiter Landesfriede zu Aarau.

Unruhen in den letzten Zeiten der alten Eidsgenossenschaft. 1712—1797.

1719—1725. Empörung der Werdenberger gegen Glarus.
1725. Udligenschweilerhandel in Luzern.
1717—1729. Wilchingerhandel im Kanton Schaffhausen.
1729—1733. Parteiungen im Kanton Zug. (Die Familien Zurlauben und Schuhmacher.)
1714—1798. Genferunruhen. (Micheli dü Crest. Trembley.)
1732—1733. Streit der Harten und der Linden in Außerrhoden. (Wetter und Zellweger.)
1743—1749. Henzi's Verschwörung in Bern.
1748. Aufruhr in Neuenburg. (Gaudot's Ermordung.)
1756. Aufruhr im Livinenthal.
1781. Empörung in Freiburg. (Chenaux.)
1784. Suters Hinrichtung in Innerrhoden.
1792. Kampf und Tod der Schweizergarde in Frankreich. Entlassung der Schweizerregimenter. Der zu Deutschland gehörende Theil des Bisthums Basel wird von den Franzosen besetzt, und unter dem Namen Rauracien als Freistaat erklärt.
1794 u. 95. Unruhen im Kanton Zürich.
1797. Das Veltlin vereinigt sich mit der cisalpinischen Republik in Oberitalien. Die Franzosen besetzen das Münsterthal, und vereinigen auch den zur Schweiz gehörenden Theil des Bisthums Basel mit Frankreich. Die Tagsatzung zu Aarau beschwört die alten Bünde. Die Franzosen rücken ins Waadtland ein, und erklären dasselbe für unabhängig unter dem Namen der lemanischen Republik.

Untergang der alten Eidsgenossenschaft. 1798.

1798. Kampf der Berner, Freiburger und Solothurner gegen die Franzosen. (Schauenburg. Brüne.)
Treffen bei Lengnau. Einnahme der Städte Freiburg und Solothurn. (2. März.)
Gefechte bei Fraubrunnen, Jägistorf, Hofweil, Grauholz und auf dem Breitfelde. Einnahme der Stadt Bern. (Erlach. Steiger.) (5. März.)
Sieg der Berner bei Neueneck. (Grafenried.)
Die Franzosen dringen der Schweiz eine Einheitsverfassung auf.
Die Gebirgskantone widersetzen sich.
Gefechte bei Rapperschweil und Wollrau. (Paravicini und Hauser.) (30. Aprill.)
Gefechte am Etzel, St. Jostenberg und an der Schindellegi. Sieg beim Rothenthurm und am Morgarten. (Alois Reding.) (2. Mai.)
Schwyz und die übrigen Kantone schließen sich an die helvetische Republik an. (4. Mai.)

3. Aus der Zeit der helvetischen Republik. 1798—1803.

1798. Aufstände in Nidwalden, Schwyz und andern Orten. (August.)
Nidwaldens Kampf und Untergang. (9. September.). (Schauenburg.)
Bündten läßt sich von östreichischen Truppen besetzen.

Die Schweiz wird der Kriegsschauplatz fremder Heere.
1799.

1799. Erste Schlacht bei Zürich (4. Juni).
Zweite Schlacht bei Zürich. (Massena. Korsakow.) (25. u. 26. Sept.) Suwarow's Zug.

1800—1802. Wechsel der Verfassungen und Regierungen. Wallis wird von Bonaparte für eine unabhängige Republik erklärt. Das Volk erhebt sich gegen die helvetische Regierung. Gefecht an der Rengg Belagerung Zürichs. Flucht der helvetischen Regierung nach Lausanne. Treffen bei Wifflisburg. Ein Französisches Heer rückt in Helvetien ein, und Napoleon wirft sich zum Vermittler der Schweiz auf.

4. Aus der Zeit der Mediationsverfassung.
1803—1814.

1803. Wiederherstellung der Eidsgenossenschaft mit 19 Kantonen. (19. Febr.)
1810. Wallis wird mit Frankreich vereiniget und der Kanton Tessin von Franzosen besetzt.
1813. Krieg der europäischen Mächte gegen Frankreich. Die Heere der verbündeten Fürsten ziehen durch die Schweiz.
1814. Die Mediationsverfassung wird aufgehoben. Wallis, Neuenburg und Genf kommen zu der Schweiz. Das Volk büßt vieles an Rechten und Freiheiten ein.

5. Aus der Zeit der zwei und zwanzig Kantone.
1814—1830.

1815. Napoleon bemächtiget sich des Thrones wieder. Die Schweiz schließt sich an die verbündeten Mächte an, und nimmt Theil an dem Feldzuge, besonders an der Belagerung der Festung Hüningen
Der Wienerkongreß tritt vermittelnd in die Angelegenheiten der Schweiz ein. Der Bund der zwei und zwanzig Kantone wird beschworen, Nidwalden durch Waffengewalt zum Beitritt gezwungen.

1815—1830. Friede herrscht; doch zeigt sich viel heimliches Mißvergnügen und ein immer sichtbareres Streben nach Verbesserungen in volksthümlichem Sinne.

6. Aus der Zeit der neuesten Umänderungen.
1830.

1830. Die Entthronung des französischen Königes verursacht gewaltige Bewegungen auch in der Schweiz.
Volksversammlung in Uster. (22. November.)
In 12 Kantonen werden die Verfassungen in volksthümlichem Sinne geändert.
1831. Neuenburg durch eidsgenössische Truppen besetzt.
1832. Basel trennt sich in Baselstadt und Basellandschaft
1833. Schwyz wird von eidsgenössischen Truppen besetzt.